DAS LIED VON DER NEUEN MODE IN ALLEN TONARTEN AUSGEPFIFFEN VON DR. PHILIPP...

Philipp Hammer



H.g. hum. 103 ns

Hammer





Das Lied

von der neuen Mode

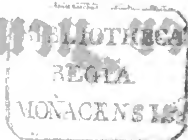
in

allen Tonarten ausgepfiffen

von

Dr. Philipp Hammer.

Würzburg.
Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.
1868.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorspiel.

Wie da die alten Juden Anno dazumal drüben in Babylon einen längeren unfreiwilligen Besuch machten, haben die Babylonier das freundliche Ersuchen an sie gestellt, einmal ein lustiges „Leibstückel" zu singen. Den Juden aber war vonwegen der schlechten Zeiten die Kurzweil und Pläsir an den Schnaderhüpfeln ausgegangen und haben sie nur mehr Trübsal geblasen. Daher haben sie das babylonische Ansuchen abgelehnt mit dem Bedeuten, es sei ihnen dermalen nicht um das Singen von lustigen Leibstückchen, wie ehedem auf der Kirmesse von Jerusalem, sondern nur um das Geklage trübseliger Jeremiaden, wie dies der Vater der Jeremiade, Jeremias selbst, in Folgendem referirt: „An den Flüssen Babylons, dort saßen wir und weinten, wenn wir Sions gedachten. An den Trauerweiden hingen wir auf unsre Harfen. Denn die uns gefangen wegführten und die uns wegnahmen, forderten da von uns Lieder: „Singet uns ein Lied von Sions Liedern!" Aber wie sollten wir singen des Herrn Gesang in fremdem Lande?"

Nun sieht es aber alleweil so trübselig aus in der Welt, daß man meinen könnte, man säße drüben bei den Juden an den Flüssen Babylons, um sich auszuweinen, und zwar vonwegen der Verderbniß der Zeiten. Alle Kurzweil, die rechtschaffene mein' ich, die auch Unsereiner mitmachen kann, ohne sich vor unserm Herrgott und dem heiligen Schutzengel schämen zu müssen, ist ausgegangen. Daher mag man jetzt von keinem Liede mehr hören, als von Jeremiaden. Jede gute Jeremiade hat es aber zunächst mit den „betrübten armseligen Zeiten" und den verkehrten Moden, die in's Leibes- und Geistesleben eingerissen, zu thun. Es ist also natürlich, daß die Jeremiade in unsern „betrübten armseligen Zeiten" von der neuen Mode anhebt. In vorliegendem Büchlein wird nun solche zeitge-

mäße Jeremiade von der neuen Mode angestimmt und zwar mit reichhaltigem Texte, wie aus folgendem Strophenverzeichniß zu ersehen ist:

Wem es also für sein Klagen um einen passenden Text zu thun ist, dem kann dieses Büchlein mit gutem Gewissen empfohlen werden.

In „mürrischen" Zeiten aber, wie selbige sind, die der Verfasser im Sinne hat, mögen die Leute nicht blos nicht mehr singen, sondern auch nicht mehr singen hören. Darum hat der Verfasser das Lied von der neuen Mode in seinem Büchlein nicht gesungen, sondern gepfiffen. Es leiden aber heutzutage gar viele Leute, an welche die Jeremiade gerichtet ist, an Schwerhörigkeit und werden deßhalb vom Liede gar nichts inne, wenn es in Moll und nicht in Dur vorgetragen wird. Daher sei schließlich bemerkt, daß der Grundton der Melodie fast durchweg in Dur geht.

Wolfstein in der Rheinpfalz, am Feste des hl. Täufers 1868.

Der Verfasser.

Ein Perserkönig, mein' ich, ist es gewesen, der einmal eine Sippschaft Griechen an seinem Namenstage zum Geschenk erhalten hat. Die Griechen und Perser aber waren, wie es aus dem großen Tagebuch der Geschichte zu ersehen ist, jahrelang nicht gut aufeinander zu sprechen und hatten nebenbei auch viele blutige Händel miteinander. Daher ist es dem persischen König bei dem griechischen Präsent, womit ihn an seinem Namenstage Einer seiner Generale beehrte, nicht sehr gemüthlich und vergnügt ums Herz gewesen. An den geschenkten Griechen hat ihm übrigens nichts mißfallen, als ihre griechische Ueberzeugung. Denn diese war das gerade Widerspiel der persischen. Dem Perserkönig war aber alles anstößig, was nicht wie die persische Ueberzeugung aussah. Daher war ihm die Ueberzeugung der Griechen, gelinde gesagt, höchst unzeitgemäß, für sie nach seiner Ansicht ein „überwundener Standpunkt", und er hätte es verflucht gerne gehabt, daß die Griechen den überwundenen Standpunkt ihrer Ueberzeugung aufgegeben und zu der persischen fortgeschritten wären. Es war aber dazumal persische Mode, eine buntfarbige, die Augen bestechende Uniform zu tragen, welche die persischen Schneider ungemein schön anzupassen verstanden. Daher kam der Perserkönig auf den sinnreichen Einfall, die Griechen in die bunte persische Uniform stecken zu lassen und dann ruhig abzuwarten, ob sie sich mit dem persischen Frack nicht auch die persische Ueberzeugung anpassen ließen. Den Griechen hat aber der Umtausch ihres altgewohnten Kleides mit dem neuen persischen Rock so große Pläsir gemacht, daß sie gar bald nicht mehr so scharfe Gewissensscrupel gegen die Zumuthung verspürten, auch ihre griechische Ueberzeugung gegen die persische zuerst versuchsweise, dann aber definitiv auszutauschen. Es hat also der Perserkönig seine Sache,

die Griechen um ihre griechische Ueberzeugung zu bringen, gar nicht schlecht gemacht.

Da gibt es nun aber heutzutage Leute: denen läge gar nichts daran, ob wir eine griechische, oder persische, oder gar keine Ueberzeugung hätten; aber gewaltig schenirt und ärgert sie, mehr als den Perserkönig die griechische, die christliche, und vorab die katholische, ultramontane Ueberzeugung. Sie haben schon jahrelang alle möglichen Versuche gemacht, es den Leuten beizubringen, daß die christliche Ueberzeugung nicht mehr zeitgemäß, sondern ein überwundener Standpunkt sei, daß dieser Standpunkt nur mehr als antiquarische (alterthümliche) Merkwürdigkeit in das National-Museum der Menschheit passe, daß an seine Stelle die zeitgemäße Ueberzeugung treten müsse, die Welt sei in ein großes, vierstöckiges „Etablissement" umzuwandeln, dessen erstes Stockwerk der Menschheit als Schulstube, das zweite als Exerzierplatz, das dritte als staatlich anerkanntes Bordell zur Benutzung und Ausbildung der „rein menschlichen Seite", das vierte endlich als allgemeine Pensionsanstalt, wo die alten Sünder Muse bekommen, nach dem Vorbilde des „Reinecke" über die bei ihrer menschlichen Entwicklung begangenen Fehltritte ein reumüthiges Confiteor zu beten, — eingeräumt werde. Deßhalb ist es gar nicht zu sagen, wie diese zeitgemäßen Modeschneider über der Arbeit schwitzen, die christlichen Leute in die buntscheckige Uniform ihrer Ueberzeugung zu stecken. Leider aber haben sie es versäumt, von den Leuten das richtige Maß zu nehmen, und haben die Uniform auf's Geradewohl — als großen Feiertagsrock der Menschheit zugeschnitten und ausgefertigt. Daher will sie jetzt den unbiegsamen, ungelenkigen Gliedmassen der ultramontanen Leute nicht passen. Das können sie aber nicht über's Herz bringen, daß all ihr saurer Schweiß, den ihnen die Ausarbeitung der Uniform gekostet, solle umsonst vergossen sein. Daher haben sie sich dahin geeinigt, nicht die Uniform den Leuten, sondern die Leute der Uniform zurechtzumachen und am Gewissen, am Glauben, an der Seele der Eltern und Kinder zuzuschneidern, bis sie in den bunten Rock neuester Mode passen. Die Pfiffigen! sie wähnen es so am Klügsten zu machen, daß nicht sie, sondern die guten ehrlichen Leute den Schaden von dem mißlungenen Meisterstück haben, und singen deßhalb unaufhörlich das Lied von der neuen Mode in allen Tonarten ab, um die „Gimpel" zu fangen.

Es ist aber keine Kleinigkeit, seine Seele und sein Gewissen von derlei Modeschneidern in die Tortur ihrer neuen Ueberzeugung einspannen zu lassen. Denn in ihnen steckt ein bedeutendes Stück von dem alten Raubmörder Prokrustes, der die ihm ganz zeitgemäß

erscheinende Liebhaberei hatte, die Leute in sein Bett zu legen, aber sein Bett nicht den Leuten, sondern die Leute seinem Bette anzupassen, und zwar in der Weise, daß er für gut befand, die Glieder der kurzen Leute zu strecken und die der langen mit einem Beile zu kürzen. Nur waltet der Unterschied zwischen dem alten und den heutigen Prokrustes ob, daß jener den Leib, diese die Seele ihrem Zwecke anzubequemen suchen. Nun ist es freilich ein großer Schade, am Leibe und seinen Gliedern verrenkt zu werden; größer aber ist der Schade, an der Seele und ihren gesunden Kräften und Anlagen verrenkt und verkrüppelt zu werden.

Ja, was ich sagen will, in den Leuten, denen daran liegt, uns in das gemeinsame Wamms der modernen Ueberzeugung einzukleiden, steckt sogar ein bedeutendes Stück vom grausamen Kaiser Nero. Der hat bekanntlich die Christen und Ultramontanen so gehaßt, daß er sie den wilden Thieren, den Löwen, Hyänen und Hunden vorwerfen ließ. Dieße wilden Thiere aber waren gar oft großmüthiger und edler, als der kaiserliche Schinder. Denn sie haben manchmal großen Respekt vor den Christen gezeigt, haben sich ihnen gehorsam zu Füßen gelegt und sie freundschaftlich geliebkost. Daher ließ der Wütherich die Christen in verschiedenartige Thierhäute einnähen, damit die wilden Thiere sie für Ihresgleichen halten und dann sicherlich zerreißen sollten. Der Haß aber, den jetzt Viele gegen das Christenthum öffentlich zur Schau tragen, ist nicht viel kleiner, als der Haß des Christenverfolgers Nero. Deßhalb suchen auch sie die Christen den wilden Thieren der Leidenschaften zu überliefern und zu diesem Zwecke in Pelzröcke einzunähen, damit sie verschiedenen Thieren, dem Tiger, dem Fuchs, dem Igel, dem Geier, dem Kukuk, dem Wildschwein ähnlich sehen und desto leichter die Beute der Leidenschaften, welche unter dem Bilde dieser Thiere sich abspiegeln, werden.

Und wenn das, was ich vom Prokrustes und vom Christenschinder Nero gesagt, nicht hinreicht, die Modeschneider der modernen Ueberzeugung gehörig zu charakterisiren, so möge man wissen, daß sie es mit den Christen vorhaben, wie es die Russen mit den Polen treiben, die sie nach Sibirien schicken. Die Russen nämlich rasiren den armen Verbannten die Haare auf der rechten Hälfte des Kopfes ab und lassen sie auf der linken stehen, — sie schänden den Menschen, um ihn als Verbrecher kenntlich zu machen. Nun geben aber die Feinde des Christenthums in unsern Tagen vor, das Christenthum mache die Menschen noch unkenntlicher, als der volle Haarwuchs auf dem ganzen Kopfe den russischen Verbrecher. Daher gehen sie seit Jahr und Tag damit um, uns das Christenthum von der Seele wegzu-

rasiren, d. h. uns als Christen zu schänden, um uns als Menschen kenntlich zu machen. Man könnte aber dem christlichen Volke keinen größeren Schimpf anthun, als es nach russischer Manier um sein Christenthum zu bringen. Denn ist am Menschen das Aussehen des Christen fort, so folgt das Aussehen des Menschen gar bald nach, wie der „Volksbote" neulich ein Stücklein aus M. erzählte, bei dem es sich um das „rein Menschliche" handeln sollte, thatsächlich aber um rein Thierisches handelte. Es möge also jeder Christ, dem sein christliches Aussehen noch nicht verleidet ist, sich warnen lassen, und vor dem Lied von der neuen Mode und seinen Sängern auf der Hut sein. In allen möglichen Tonarten wird nun heutzutage dieses Lied den Leuten vorgesungen und aufgespielt, aber in allen Weisen ist es derselbe Text: Haß gegen Christus und seine Kirche. Daher will ich zu heilsamer Warnung das Lied von der neuen Mode in allen Tonarten auspfeifen.

Von der neuen Mode im Christenthum.

Man hat im Anfang unsers Jahrhunderts ein colossales Verbrechen begangen, aber so pfiffig vertuscht, daß dessen nur wenige Geschichtschreiber erwähnen: man hat sich an — der Tugend vergriffen. Man hat sie zuerst mit scheelem Auge angesehen, dann verleumdet und verachtet, hernach angefeindet und aus der Gesellschaft ausgeboten, zuletzt öffentlich verfolgt und aus dem Verkehr, der öffentlichen Sitte, ja selbst dem häuslichen Leben hinausgetrieben — in eine Gegend, wo sie, wie die Polen in Sibirien, als Verbrecherin behandelt, von Niemand respektirt, noch ästimirt wird, — in die Politik. Nun meint es doch die Tugend allzeit gut mit den Menschen; sie tritt Niemanden zu nahe, raubt Niemanden die Ehre und hilft jedem, der sie um ihre Dienste ersucht, rechtschaffen und hochachtungsvollst durch die Welt. Und wer das nicht glauben will, dem will ich eine Stelle aus einer Lobrede auf die Tugend citiren, worin einer der berühmtesten Advokaten, die je gelebt haben, der alte Cicero, ihre Verdienste um die Menschen auseinandersetzt: „O Tugend, du Weisheit des Lebens! du Verfolgerin der Laster! was wären wir ohne dich geblieben? Du hast die Städte gegründet, du hast die zerstreuten Menschen zur Geselligkeit zusammengerufen, du hast sie unter sich zuerst durch die Wohnung, dann durch die Ehe, hernach durch das Band der Sprache und Wissenschaft verbunden, du bist die Erfinderin der Gesetze, du die Lehrerin

der Sitten und Zucht gewesen! Solche Verdienste aber verdienen alles Lob, allen Dank. Der Tugend also, der Weltweisheit, sollten es alle Menschen danken, was sie an ihnen gethan. Aber, traurig ist es zu sagen, weit entfernt, daß sie ob ihrer Verdienste um das Leben der Menschen gelobt würde, wird sie vielmehr von gar Vielen beschimpft, von den meisten verachtet. Wie? man wagt es, die Mutter des Lebens zu verachten, man wagt es, sich mit einem Muttermorde zu besudeln? Ach! die Herzen der Menschen sind mit Blindheit geschlagen!" *) Daher hat denn auch der grobe Unfug, den man beim Beginne unseres Jahrhunderts an der Tugend begangen, alle billig Denkenden höchlichst verletzt und mancher, der zwar die Tugend nicht gerade liebte, meinte doch, man müsse sie achten. Ja, der Deutschen Einer hat es in einer „Jeremiade" entrüstet geklagt, daß man der Tugend Gewalt angethan:

„Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein!" **)

Viel besser aber als die Tugend meint es mit den Menschen das Christenthum; denn das hilft nicht blos da hüben, in dieser Welt, sondern auch drüben, in der andern, ehrlich und rechtschaffen durch, über alle Verlegenheiten hinweg, ist die beste, ja einzige giltige Empfehlung an Sankt Peter, den Thorhüter Gottes, und verschafft sogar jedem, der auf diese Empfehlung hin durch's Leben hinüberreist, um ein Wohlfeiles drüben, in Gottes Freistaat, das Bürgerrecht. Das aber will viel heißen, da es mehr werth ist, als das Ehrenbürgerrecht aller großen Städte der Welt zusammen.

Und wie geschickt, wie redegewaltig müßte erst der Advokat sein, der eine würdige Lobrede auf das Christenthum halten und sagen wollte, was es den Menschen seit 1800 Jahren schon Gutes gethan! „Welch Lehrgebäude, sagt der Franzos Graf Montalembert, das dem Christenthum gegenübersteht, hat je eine betrübte Seele getröstet, ein verwaistes Herz beruhigt, einen Kummer geheilt? Wer von all den Gelehrten (die es besser mit uns meinen wollen, als Christus es mit uns gemeint) hat je gezeigt, wie man es zu machen habe, um eine Thräne inwendig auszutrocknen? Nur das Christenthum hat die Leiden dieses Lebens zu trösten verheißen, — und nur das Christenthum hat Wort gehalten". ***) Was wäre also das erst für ein grober Unfug, wenn Einer es wagen würde, sich

*) Cicero, Tusc. Disp. lib. V. c. 2.
**) Schiller.
***) Leben der hl. Elisabeth.

gar am Christenthum zu vergreifen, dasselbe auszubieten und aus der menschlichen Gesellschaft, aus dem Leben hinauszujagen! Einen solchen müßte man nach meiner Ansicht unter polizeiliche Aufsicht stellen und strengstens überwachen lassen, da Niemand dafür stehen könnte, daß ein solcher, dem das Christenthum nicht mehr ehrwürdig ist, sich mit sakrilegischem Herzen, sakrilegischer Zunge und sakrilegischen Fingern an Dingen vergriffe, die minder ehrwürdig sind als das Christenthum, und nur durch das Christenthum ehrwürdig werden, z. B. am Eid der Treue im Berufe, im Amte, in der Ehe, am Eid der Wahrheit vor Gericht!

Da brüllt ja aber nicht nur Einer, sondern ein schrecklicher großer Chor in wüstem Mißklang den Text durch die Welt: Hinaus mit dem Christenthum! — Aus der Schule — hinaus mit dem Christenthum! Aus dem Staate — hinaus mit dem Christenthum! Aus der Wissenschaft — hinaus mit dem Christenthum! Aus der Kunst — hinaus mit dem Christenthum! Aus dem Handel — hinaus mit dem Christenthum! Aus der Gesellschaft — hinaus mit dem Christenthum! Aus der Ehe — hinaus mit dem Christenthum! Aus dem Leben — hinaus mit dem Christenthum! ja, nicht einmal in der Politik soll es sein, hinaus mit dem Christenthum! Aus der Welt mit dem Christenthum! — Ist also ein solches Lied, das jetzt Mode geworden, nicht zum Auspfeifen? ja; und jene, die es singen? sie sind, des wüthenden Wahnsinns verdächtig, einstweilen zur Beobachtung — ins Irrenhaus zu bringen, damit sie die Welt nicht zu Schaden und Schanden singen.

Freilich gibts bei diesem Sängerchor, der da am Lied von der neuen Mode im Christenthum sich toll und närrisch singt, noch einige, die den „Noblen machen", ein Bischen Takt halten und dem Christenthum schon noch eine Galgenfrist gestatten mögen. Aber weit her ist diese Ehre nicht, die sie mit ihrer Galgenfrist dem Christenthum zu erweisen glauben. Denn sie gleicht auf ein Haar dem Aufenthalt, den mein Nachbar vor einigen Jahren seinem bösen Buben in seinem Hause gestattet. Dieser, von oben bis unten ungezogen und aus der Art geschlagen, hat seinen Vater halb zu todt geärgert und ist eines Tages mit dem Plan umgegangen, nicht — sich aufzuhängen, was doch das Klügste für ihn gewesen wäre, sondern seinem Vater Geld zu stehlen und in's Franzosenland durchzubrennen. Dessen war aber mein Nachbar mit seinem Sohne nicht einverstanden. Als daher der Bube mit seinem Vorsatz ernst gemacht und denselben in Diebstahl und Flucht thatsächlich umgesetzt, so ist ihm der Vater zornig drei Stunden weit in Frankreich hinein — nachgesprungen, ohne ihn zu erwischen. Nun schien es

dem Vater zuletzt doch zu viel, mit seinem bösen Buben in Frankreich „Fangen's zu spielen". Daher ist er heimgekehrt, aber mit dem festen Vorsatz, den Ungerathenen nie mehr in seinem Hause zu dulden. Dem bösen Buben ist aber in Frankreich bald darauf der verlorene Sohn leibhaftig eingefallen; dazu ist ihm die Furcht in alle Glieder gefahren, es könnte ihn am Ende auch gar das bekannte Schicksal des verlornen Sohnes, sich als Schweinhirt verdingen zu müssen, treffen. Kein Wunder also, daß er aus rechtzeitiger Furcht „in sich schlug" und bei sich sprach: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater zurückkehren!" Der aber war nicht so leicht versöhnt, wie jener in der Parabel, er beharrte einstweilen hartnäckig auf seinem Entschluß. Deßhalb schlich der Wiedergefundene immer um's Vaterhaus herum, getraute sich aber nicht hinein und ging endlich mich als seinen Anwalt und Fürsprecher an. Nun hielt allerdings der Nachbar auf mich eben so große Stücke, wie ich auf ihn: wir hatten einen bedeutenden christlichen Respekt vor einander. Daher ließ er sich auch auf eine Unterhandlung mit mir in Sachen des Durchgelaufenen ein und änderte seinen Vorsatz dahin ab: „Ich will ihn meinethalben drei Tage lang im Hause belassen; dann muß er fort; höre aber, setzte er bedeutungsvoll bei, sage ihm, ich, sein Vater, wisse gar nicht, daß er in meinem Hause sei; er solle es ja nicht wagen, mir unter die Augen zu kommen, noch öffentlich über die Straße zu gehen; ich mag mir die Schande nicht anthun lassen, daß die Leute sagen: siehe, er behält ihn doch im Hause!" — Nun hat freilich das Christenthum noch keinem Hause, in dem es wohnt, Schande angethan; aber, was verschlägt das? die Gegner des Christenthums fürchten, es könnte in Zukunft ihrem Hause Schande machen. Darum haben sie, wie mein Nachbar bezüglich seines bösen Buben, den festen Entschluß gefaßt, das Christenthum unter keiner Bedingung für lange Zeit im Hause zu dulden. Da findet nun aber das Christenthum noch hie und da an einem Kinde, oder an einer Frau, vielleicht gar an einer armen Magd im Hause, oder auch an einem rechtschaffenen Nachbar einen Fürsprecher und Anwalt, der es — nicht gegen gerechte Vorwürfe entschuldigt, sondern gegen ungerechte vertheidigt. Und so geschieht es dann, daß das Christenthum die bekannte Galgenfrist bekömmt und die Bedingung gestellt erhält, sich ja nicht unter die Augen eines solchen Hauseigenthümers, den das Christenthum schon halb zu Tode geärgert, hervor, noch auch auf die öffentliche Straße hinauszuwagen; da er einerseits nicht wisse (noch wissen wolle), daß das Christenthum in seinem Hause sei, andrerseits die Schande nicht ertragen könne, daß die Leute sagen: siehe, er be-

läßt es doch im Hause! — Ja, ja, viele Gegner des Christenthums lassen es schon noch in einer abgelegenen Kammer, wo es ihnen nicht unter die Augen kommt, beten, wenn es nur recht geheim und versteckt bleibt; aber aus dem abgelegenen Winkel heraustreten und gar auf öffentlicher Straße gehen, nein, das gestatten sie ihm nicht mehr, das ist nicht mehr zeitgemäß. Eine solche Ehre aber, im Hause und öffentlichen Leben nur auf die Bedingung hin noch geduldet zu werden, daß man sich schön versteckt und verborgen hält, um Niemanden Anlaß zu geben, sich schämen zu müssen, — eine solche Ehre könnte man selbst noch dem — Schinderhannes erweisen. Daher ist sie sicherlich nicht weit her. Deßhalb sind auch jene, die bei dem Liede von der neuen Mode im Christenthum noch auf „Takt zu halten" meinen, gerade so wie die Andern, die das Christenthum gar nirgends mehr im Hause oder auf der Gasse dulden, kurzweg auszupfeifen.

Von der neuesten Mode im Christenthum.

Im vorigen Jahrhundert gehörte es zum vornehmen Ton, eine Liebhaberei oder „Passion" zu haben. Bekanntlich steckt aber in jedem Lumpensammler trotzalldem eine bedeutende Portion vom vornehmen Ton und von hoher Aristokratie; wenn auch nicht jeder Mensch vornehm ist, so möchte er es doch nur zu oft gerne sein und träumt sich so häufig als möglich in die „vornehmen Regionen" hinauf. Daher machten bezüglich der „Passion" alle einander nach: jeder, auch der Hinterste, hatte seine „Passion". Da gab es aber in den „Regionen", wo nur der „vornehme" Ton herrscht, eine ganz gegründete Furcht, mit dem Unterschied der Stände könnte es auf einmal schief gehen, indem die Unteren sich in die Passion hineinleben möchten, den Oberen gleich zu sein. Deßhalb war es jenen, die viel auf Stand halten, gar nicht wohl dabei, daß ein jeder seine Liebhaberei oder Passion haben wollte; sie sannen deßwegen, um auch in der Liebhaberei standesgemäß zu sein, auf eine „noble Passion": diese sollten nur die Vornehmen und Gelehrten haben. Dafür ließ sich aber nichts Gescheidteres finden, als — der Unglaube. Es galt darum auch im vorigen Jahrhundert in den oberen Regionen der Gesellschaft vielfach der Unglaube als „noble Passion" und zugleich als — beste Religion.

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Das ist, sagt Schiller, „mein Glaube."

Mit dem Unglauben ist es aber jetzt auch nicht mehr so weit her, daß die Leute noch viel davon reden mögen; seiner Zeit freilich war er neu, auffallend und deßhalb passend als besondere Passion. Jetzt aber, wo es der Ungläubigen an allen Ecken und Enden gibt, ist er — alltäglich geworden und sehr ordinär. Zudem ist allgemein anerkannt, daß nur noch — Dummköpfe sich etwas darauf einbilden, — ungläubig zu sein. Selbst Göthe sagts: „der Unglaube ist das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, beschränkter Menschen." Auch ist er nicht mehr rentabel, er trägt nichts mehr ein. Nach Artikeln aber, aus denen sich kein Profit herausschlagen läßt, ist heutzutage keine besondere Nachfrage. Daher gefällt manchen „vornehmen" Klassen der gewöhnliche Unglaube nicht mehr als besondere Standespassion; sie sind deßhalb wieder auf eine andere Passion gerathen, nämlich wieder zu glauben, nur nicht das, was die ordinären, gemeinen Leute glauben. Die meisten ordinären Leute glauben aber immer noch steif und fest an die wahre Gottheit unsers Herrn Jesu Christi. Darum huldigen jetzt gewisse andere „vornehme" Leute der noblen Passion, nicht an die Gottheit Christi zu glauben. Aber nicht einmal diese noble Passion vermag heutzutage die Augen der Leute auf sich zu ziehen, wenn sie nicht im Mantel der Wissenschaft und der Vernunft einherstolzirt. Daher hat man noch nicht gar lange zu Gunsten dieser noblen Passion Beschlüsse gefaßt, es vertrage sich nicht mehr mit dem heutigen Stand der Wissenschaft, es vertrage sich nicht mehr mit der Vernunft, an die Gottheit Christi zu glauben. Das ist neueste Mode im Christenthum oder kurzweg Neustadter Christenthum.

Nun ist es aber eine arge Täuschung, zu meinen, diese noble Passion sei noch eine besondere Standespassion; sie ist längst noch anderen Ständen, außer dem sogenannten „vornehmen und gelehrten", eigenthümlich. Als D'Alembert, ein Bruder „aus der Schule in Beelsebub", einmal bei einem großen Gastmahl prahlte, daß er unter den Gästen der einzige sei, der die „Passion" habe, nicht mehr an Gott zu glauben, sagte ihm eine Magd, auf einen Jagdhund unter dem Tische deutend: „dort ist noch Einer, der diese Passion hat; nur ist der Unterschied zwischen ihm und dir, daß er mit seinem Unglauben nicht prahlt." Nun hat man aber bisher noch nicht gehört, daß die Standesgenossen dieses vierfüßigen Ungläubigen, die Spitze, Möpse und Rattenfänger ihre Weltanschauung geändert hätten und gläubig geworden seien. Daher haben gewisse „vornehme" Stände ganz sicher die noble Passion, nicht an die Gottheit Christi zu glauben, mit dem Stande der bekannten

Vierfüße: — gemein, nur daß dieser Stand mit seiner Passion bescheiden thut.

Dann ist es auch arge Täuschung zu wähnen, die Passion, nicht an die Gottheit Christi zu glauben, sei nobel und vornehm. Kein Mensch hält das Geschäft der Ehrabschneider und die Profession der Diebe für eine noble, vornehme Passion; Banditenart ist es, sich gemeinsam zu verabreden und zu beschließen, an der Ehre und dem Gute argloser Leute sich zu vergreifen. Was ist es denn aber um die Passion, nicht an die Gottheit Christi zu glauben? Es ist weiter nichts, als das niedrige Gewerbe, sogar dem Welterlöser seine Ehre und guten Namen zu rauben und sein heiligstes Besitzthum, sein väterliches Erbe, das ihm von Ewigkeit her zugehört, nämlich seine Gottheit anzutasten.

Dabei ist es nur zu verwundern, wie die Gerechtigkeit dieser „noblen Passion" ihr Treiben so hingehen läßt. Wenn zur Zeit des alten Heidenthums Einer es wagte, einen National-Gott zu lästern und ihm die Gottheit abzusprechen, obwohl er keine hatte, da gab es einen ganz kurzen Prozeß: der Frevler wurde gesteinigt, aufgehangen oder mit dem Giftbecher abgethan und zuletzt auf dem „Schinderwasen" zur Ruhe bestattet. Ja, wenn Einer es wagte, vor einem weltlichen Könige oder auch nur einem seiner Flügeladjutanten und Stallmeister die gebräuchlichen „Complimente" zu versäumen, wurde er zum abschreckenden Exempel aufgespießt und am Leben angebohrt. Hätte doch so ein kleines Versehen selbst den alten Jud Mardochäus, der sonst eine ehrliche Haut gewesen ist, fast an den Galgen gebracht; er hat sich nur geweigert, vor dem assyrischen Bismarck seinen „Cylinder" abzuziehen, und am andern Tage schon stand in Aman's Hof ein Galgen — fünfzig Ellen hoch und ragte über die höchsten Schornsteine hinaus, um den armen Juden dran zu hängen.

Nun hat doch, meine ich, unser Herrgott, der es so überaus gut mit uns gemeint und sich gar für uns hat an's Kreuz nageln lassen, ebensoviel Anspruch auf seine Ehre und seinen guten Namen, als so ein alter Heidengott, der inwendig vielleicht gar hohl gewesen ist, oder so ein armseliger königlicher Kratzfüßemacher. Es ist also, wie gesagt, zum Verwundern, was sich besagte „noble Passion" unserm Herrgott und Heiland gegenüber unter den Augen der Gerechtigkeit herausnehmen darf: selbige Passion schneidet ihm ungescheut seine Ehre und seine Gottheit ab, und die Gerechtigkeit sieht's und hört's und — läßt's gehen!

Diese Amtsuntreue der Gerechtigkeit mindert aber die Schuld der Gottesräuber, die gegen die Gottheit Christi falsches Zeugniß

geben, nicht ab: daraus, daß kein Galgen mehr aus den Gerichtshöfen herausragt, um die Gottes- und Christusläugner daran zu hängen, folgt nicht, daß solche Leute nicht würdig sind, an den Galgen zu kommen. Es soll also hier einfach constatirt werden, daß die Passion, nicht an die Gottheit Christi zu glauben, zum Gewerbe der Ehrabschneider, Verleumder und Diebe gehört. Dieses Gewerbe aber ist nicht nobel!

Ferner hat es allerdings seine Richtigkeit, daß der Glaube an die Gottheit Christi vielfach sich nicht mehr mit dem heutigen Stand der Wissenschaft vertrage. Der heutige Stand der Wissenschaft ist aber nicht derart, daß man sich veranlaßt sehen könnte, nach ihm seinen Glauben einzurichten. Denn die „Wissenschaft" hat, wie man von verschiedenen Seiten vernimmt, einen kolossalen Bankerott gemacht und in Folge dessen ist ihr jetziger Stand der Fallimentsstand. Sie hat ein geistiges Wechselbankgeschäft getrieben und sich beigehen lassen, falsche Wechsel auszustellen und zu Markte zu bringen. Ueber diesem Betruge und dieser Falschmünzerei hat man sie aber ertappt. Daher ist sie denn bei allen ehrlichen Leuten um ihren Kredit gekommen; ihr ganzes Geschäft ist schon seit Jahren rückwärts gegangen, ihre Wechsel haben ihren Werth verloren, so daß ihr jetziger Stand der eigentliche Fallimentszustand ist. Oder glaubt man, die Wechsel und Münzen seien echt, die Strauß und Schenkel in Deutschland, Renan und Consorten in Frankreich, Vogt in der Schweiz, Darwin in England unter dem Namen der Wissenschaft colportiren? so wenig, als die verrufenen Koburger Groschen: kein Mensch mag sie. Was heißt denn aber, seinen Glauben mit dem Stande dessen in Einklang zu bringen, der im Falliment sich befindet? Es heißt nichts anders, als mit seinem Glauben Bankerott machen und ihn ebenfalls in Fallimentszustand setzen. Es ist also sicherlich der heutige Stand der Wissenschaft nicht derart, daß die Passion besonders nobel oder vornehm aussähe, seinen Glauben an die Gottheit Christi so zuzuschneidern, daß er sich mit jenem „Stande" verträgt, d. h. fallit wird.

Oder was lehrt denn der heutige Stand der Wissenschaft von Christus? Nichts weiter als das: entweder ist er gar nicht gewesen, oder, wenn er gewesen, dann ist er nicht wahrer Gott, sondern ein jüdischer — Sokrates oder Plato gewesen. Von diesen zweien ist aber das eine so wenig, als das andere echt. Es ist einige Jahre her, so ist Einer in der freien Schweiz, wenn ich nicht irre, vor jene, die den Standpunkt der geschichtlichen Wissenschaft innehaben, hingetreten und hat behauptet: „mit dem Perikles,

dem Epaminondas, ja selbst dem alten Sokrates ist es nichts: diese Leute sind nicht gewesen; die Athener haben sie sich zu ihrem Ruhme erfunden", — und die Herren haben ihn vom Standpunkt der historischen Wissenschaft herab zur Beobachtung in's Irrenhaus verwiesen. Jene Männer sind aber weit, viele hundert Jahre weit hinter Christus gewesen; sie haben ihrer Zeit von sich reden machen, aber lange nicht so, daß die Welt von ihnen in solcher Weise Notiz genommen hätte, als dies von Christus geschehen. Denn ihn ließ sie amtlich gefangen nehmen, amtlich an's Kreuz schlagen, amtlich im Grabe bewachen und seine Anhänger amtlich verfolgen. Die Akten, richtig beglaubigt, sind ja noch alle vorhanden. Wenn also Einer, der da zu sagen wagte, Sokrates sei nicht gewesen, reif ist für's Irrenhaus, soll denn dann der Standpunkt der Wissenschaft jene, die behaupten, Christus sei nicht gewesen, vor dem Verdachte schützen, daß es auch in ihrem Kopfe nicht richtig hergehe? Ich kann es beim besten Willen Niemanden verargen, wenn er solche Schutzmacht auch dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht zutraut!

Glücklicherweise gilt es aber für ein gelehrtes Haus doch noch nicht als besondere Ehre, in dem Verdacht zu stehen, daß es im oberen Stock nicht mit rechten Dingen zugehe; — ein Umstand, dem es nach meiner unmaßgeblichen Vermuthung zuzuschreiben ist, daß im Namen der Wissenschaft nicht noch kolossalere Tollheiten behauptet werden, als bisher so unschenirt behauptet wurden. Schon Jean Paul hat vor Jahren gesagt: „Die Welt hienieden ist eine gute Irrenanstalt, worin wie in einer Quäkerkapelle Einer um den Andern als Irrenprediger vikarirt, und manche sehen nur mehr zweierlei Narrheiten für Narrheiten an, die vergangenen und die zukünftigen, die ältesten und die neuesten". Nun versteht sich wohl von selbst, daß man in einem so wichtigen Artikel, wie die Narrheit ist, dem Fortschritte keinen Zügel anlegen durfte. Daher hat man es bis jetzt in der Narrheit auch — sehr weit gebracht, und ich glaube, wir hätten es noch weiter gebracht und würden auch die gegenwärtigen Narrheiten — offen für Narrheiten anerkennen, wenn uns nicht ein gewisses natürliches Gefühl, eine innere Scheu vor dem Irrenhaus, noch einige Bedenklichkeit verursachte: man unterscheidet übrigens die Menschen bereits in zweierlei Arten: in „Narren der Stabilität" und in „Narren des Fortschritts". Es ist also nur einer gewissen Bedenklichkeit zu verdanken, daß jetzt doch noch die meisten Gelehrten trotz dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft gelten lassen, daß Christus gewesen ist; — freilich fügen sie, um nicht zuviel auf einmal gelten zu lassen, dazu, daß

er zwar nicht wahrer Gott, aber doch ein jüdischer Weiser, ein jüdischer Sokrates gewesen ist.

Diese Behauptung ist aber wiederum weiter nichts als eine gotteslästerliche Narrheit, womit einige Irrsinnige in der großen Irrenanstalt dieser Welt, zunächst in der Abtheilung Deutschland und Frankreich, einen Toast auf die Wissenschaft auszubringen vermeint. Manche Leute glauben wunders, welches Compliment für Christus das Zugeständniß sei, daß er ein gelehrter Mann seiner Zeit gewesen. In Wahrheit ist dieses Zugeständniß aber die gröbste Beleidigung, die man Christus zufügen kann. Denn auf Christus paßt nur der gehörnte Schluß des Jesuitenpaters Segneri: Entweder war Christus — ein Schurke (was sich doch unser Herrgott selbst von seinen Vertheidigern gefallen lassen muß!), oder er ist Gott. Er war aber kein Schurke. Also ist er Gott. Ich will diesen Schluß im Vorbeigehen ein Bischen beweisen, damit jeder einsieht, daß der Jesuit recht hat.

Es galt bisher bei den Menschen überall als tolle Ruchlosigkeit und ruchlose Tollheit, auf die bei den Juden der Tod gesetzt war, sich ungerechterweise für Gott auszugeben. Christus aber hat es einzig und allein darauf abgesehen, als Gott anerkannt und angebetet zu werden. Es war ihm nicht um den Ruhm eines großen Mannes, nicht um den Namen eines Weltweisen, es war ihm um göttliche Ehre zu thun. Er wollte Gott sein — nicht blos bei seinen Freunden, sondern auch bei seinen Feinden. Das haben ihm die Juden sogleich angemerkt und vorgeworfen: „Du machst dich ja selbst zum Gotte, obwohl du doch Mensch bist!" — Das hat ihm der jüdische Hohenpriester so arg übel genommen, daß er ihn des Todes schuldig erklärte. „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, hat dieser ihn angefahren, daß du uns sagst, ob du Christus, der Sohn Gottes bist." Und Christus hat ihm frank und frei gesagt: „Ich bin es. Und ich sage euch: von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen." Der Hohenpriester zerriß seine Kleider und rief: „er hat Gott gelästert". Dieses Streben, für Gott zu gelten, hat Christus an's Kreuz gebracht. „Ich finde keine Schuld an ihm", hat Pilatus gesagt; die Juden aber schrieen: „Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetze muß er sterben; denn er hat sich selbst zum Sohne Gottes gemacht". — Und erst auf welche Art wollte er Gott sein? Vor Alters ist drüben in Afrika Einer gewesen, dem es eines schönen Tages in den Kopf stieg, daß er Gott sei. Niemand aber wollte sich herbeilassen, diesen seltsamen Kauz, Namens Hanno, als Gott bei den Leuten auszu-

rufen. Ohnedieß hatte man damals Götter genug. Die Alten aber huldigten dem Grundsatz: Nichts zuviel! Deßhalb richtete Hanno mit unsäglicher Mühe Raben, Krähen und Elstern ab, daß sie die Worte hersagten: Hanno ist Gott; dann ließ er sie fliegen, damit sie es von den Bäumen und Dächern pfeifen möchten: Hanno ist Gott. Nun kann man doch Niemand verantwortlich machen für das, was die Spatzen und Elstern von den Dächern pfeifen. Daher hätte Hanno sie ebensogut können pfeifen lehren: Hanno ist der einzig wahre Gott. Aber nein! Hanno wollte in seiner Anmaßung bescheiden thun und noch andere Götter neben sich haben. Deßhalb ließ er sich genügen, daß die Raben pfiffen: Hanno ist Gott. Christus aber will keinen anderen Gott neben sich haben: „Euer Meister ist Einer, Christus.“ Er hat jede Religion und jede Gottesverehrung, außer der seinigen, verboten: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!“ — und will über Alles geliebt sein: „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth!“ Ja, er nimmt keinen Anstand, zu erklären: „Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist, und jeder, der an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ Er läßt sich von Martha sagen, indem er an sie die Frage stellt: Glaubst du das? — „ja, Herr, ich glaube, daß du Christus bist, der Sohn des lebendigen Gottes, der in diese Welt gekommen“. Und dies will er nicht blos in Einem Lande und für Ein Jahrhundert, sondern für alle Länder, für alle Zeiten erklärt und geglaubt wissen, daß er wahrer Sohn Gottes ist: „Gehet in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen . . . wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Es folgt also, daß, wenn Christus nicht der ist, für den er sich ausgegeben, nämlich der eingeborene Sohn Gottes, er auch nicht ein Weiser, ein großer Mann, sondern ein ruchloser Schurke ist, der die Menschen verdammt, wenn sie nicht die Kniee vor ihm beugen und an ihn glauben. — Während der Schreckenszeit der französischen Revolution sagte Chalier, der zu Lyon das Morden und Abschlachten leitete und die Guillotine durch die Straßen rasseln ließ, als er ein Christusbild zertrümmerte: „Es ist nicht genug, den Tyrannen der Leiber (den König) zu tödten, man muß auch den Tyrannen der Seele vom Throne stoßen“. Derjenige aber, der, ohne Gott zu sein, verlangt, daß man ihn mehr liebt als Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Sohn und Tochter, der jeden verdammt, der nicht an ihn als den Sohn Gottes glaubt, ist in der That nichts anders als ein „Tyrann der Seelen“. Also, entweder ist Christus Gott, oder jener fluchwürdige Mörder hatte

Recht, wenn er ihn einen „Tyrannen der Seelen“ nannte und auf seinen Sturz vom Throne der Menschenherzen antrug.

Christus aber ist kein Schurke.

Das beweist erstens der Respekt, den ihm selbst die Leute vom wissenschaftlichen Standpunkt erzeigen: sie setzen ihn unbedenklich unter die Zahl derer, die sie als Heilige verehren, nämlich in die Gesellschaft des Confutius, Zoroaster, Pythagoras, Sokrates, Plato, Likurg, Solon und wie die Heiligen der Weltweisheit alle heißen. Das aber wäre eine Schmach für sie und ihren „Standpunkt“, wenn Christus ein Betrüger, ein Schurke gewesen.

Das beweist sodann das Fiasko, das Andere mit einer angemaßten Gottheit erlitten. Alexander von Macedonien, Herodes, Nero, Domitian und noch einige mehr ließen auf einmal bekannt machen, daß sie Götter seien und nur mehr an jenen, die ihnen Tempel bauten, Altäre weihten, Opfer brächten, Weihrauch streuten, ihr innigstes Wohlgefallen haben. Heere von Soldaten sorgten dafür, daß die Leute an diese Götter glaubten; nur dauerte dieser Glaube niemals länger, als die betreffende Gottheit herrschte und lebte; mit ihrem Tode ging auch die Gottesfurcht vor ihnen zu Ende. Das ist ganz begreiflich und durchaus kein Wunder. Es wäre aber unbegreiflich und ein großes Wunder, daß Christus, wenn er ein Betrüger und Schurke gewesen, es mit seiner Gottheit bis Anno 1868 brachte, da niemals Soldaten zwangen, an seine Gottheit zu glauben, häufig aber zwangen, nicht daran zu glauben.

Das beweist ferner das Ansehen, das er fast 1900 Jahre schon bei Millionen Menschen genießt; sie beugen die Kniee vor ihm und beten ihn an: Kaiser und Bettler. Soll denn aber Gott einem Betrüger, der ihm die Ehre der Gottheit streitig macht, sich ihm gleichgestellt und mit ihm angebetet wissen will, in der That solchen Vorschub geleistet haben, daß viele Millionen über 1800 Jahre lang nicht dahinter kamen, sondern sich von einem gottlosen Schwindler zum Narren halten ließen? — Leibnitz war ein gescheidter Mann, er sagt: „Vor Allem müssen wir das Eine festhalten, die göttliche Vorsehung wird nicht zugeben, daß die Lüge alle Kennzeichen der Wahrheit je an sich tragen könne.“

Das beweist endlich der Eifer, womit die Anhänger Christi den Glauben an seine Gottheit in der ganzen Welt verkündet. Um den Urias aus der Welt zu schaffen, nahm David seine Zuflucht zu einer Pfiffigkeit; er schrieb seinem Feldherrn einen Brief und befahl ihm, den Urias in der Schlacht so zu stellen, daß er dem Tode unfehlbar preisgegeben wäre. Er gab zwar dem Urias selbst

den Brief, damit er ihn persönlich überbringe und dem Feldherrn überreiche: aber er gab ihn ihm sehr wohl verschlossen; denn nie hoffte er, daß der arme Urias, wenn er den Inhalt des Briefes auch nur ahnte, denselben an seine Adresse abgeben würde. Nicht besser aber, als dem Urias mit seinem Briefe, ist es den Aposteln mit demjenigen ergangen, den sie im Auftrage Christi an die Stadthalter, Landvögte und Könige überreichten: sie wurden alle grausam und schmählich ermordet: geschunden, gekreuzigt, gefoltert, enthauptet, zersägt. Durfte also Christus hoffen, wenn er ein Betrüger war, die Apostel, darunter ein Mann, wie Sankt Paulus, der anfangs Christus und seine Anhänger bis zum Tode verfolgte, würden seinen Brief offen und unverschlossen an seine Adresse richtig abgeben und sich dann hinmorden lassen? — Wenn er sich den Aposteln nicht zuvor als wahren Gott auf die sicherste Weise erwiesen hätte, niemals. Nun gab ihnen Christus seinen Brief nicht blos offen und unverschlossen, daß sie alle lesen konnten, was darin stand, nämlich: „Sehet, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Sie werden Hand an euch legen, euch verfolgen, in die Gefängnisse werfen, vor Könige und Vögte schleppen um meines Namens willen; und jeder, der euch tödtet, wird glauben, Gott eine Gefälligkeit zu erweisen; sie werden euch den Gerichtsstellen ausliefern und euch geißeln; selbst eure Eltern, Brüder und Verwandten werden euch verrathen": — er theilte ihnen, wie gesagt, nicht blos diesen schrecklichen Inhalt seines Geleitschreibens mit, sondern, was unbegreiflich bliebe, wenn Christus nicht wahrer Gott wäre, sie sind alle muthig und unerschrocken hingegangen, um den Brief getreu zu überreichen und sich morden zu lassen, sie sind, um deutlich zu reden, hingegangen, um es vor Stadthaltern, Landvögten und Königen zu verkünden: „Im Namen Jesu sollen sich alle Kniee beugen, derer, die da sind im Himmel, auf der Erde und unter der Erde; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den sie selig werden können": — und haben für diese Bekanntmachung den qualvollsten Tod erduldet. Es behält also der alte Pater Segneri mit seinem Schlusse recht: Christus ist Gott. Mag es daher in mancher Hinsicht seine Richtigkeit haben, daß sich der Glaube an die Gottheit Christi mit dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht verträgt, so liegt die Schuld nicht an dem Glauben an die Gottheit Christi, und nicht an der Wissenschaft, sondern einzig allein am „heutigen Standpunkt" der Wissenschaft. Ein wissenschaftlicher Standpunkt aber, der sich mit dem Glauben an die Gottheit Christi nicht verträgt, ist jedenfalls — verrückt.

Es ist also in diesem Falle weiter nichts zu thun, als den „heutigen Standpunkt“ der Wissenschaft ernstlich zu bedauern.

Endlich mag es auch richtig sein, daß sich der Glaube an die Gottheit Christi nicht mehr mit der „Vernunft“ verträgt; nur geräth man da wieder in die peinliche Verlegenheit, zu sagen, was das für eine „Vernunft“ ist. Aus solcher Verlegenheit hilft aber nichts leichter heraus als ein Beispiel. Es wird also das Beste sein, die „Vernunft“, mit der sich heutzutage der Glaube an die Gottheit Christi nicht mehr verträgt, an einem Beispiel zu erklären.

Vor einigen Jahren, als gerade Renan's „Roman für ungläubige Weibsbilder“, wie Guizot das „Leben Jesu“ des berüchtigten Erzkanzlers der französischen Freimaurerei nannte, manchem bösen Gewissen willkommen kam, fuhr ich eine Strecke per Eisenbahn. Und es begab sich, als ich dahin fuhr, daß drei „vornehme Herren“ in denselben Wagen stiegen, wo mein großer, langer schwarzer Rock mit mir in Gedanken saß, und sie hatten große Kümmerniß, daß ihre Gesichter so „verkrumbelt“ wären und kaum drei Tage hinreichen würden, selbige Gesichter „auszubügeln“; denn es geschah, daß sie von einem Balle kamen, wo sie die ganze Nacht sammt dem vorhergehenden Tag vollauf mit ihrem Leibe und insbesondere mit ihrem Magen zu thun gehabt. Und es begab sich weiter, daß sie mit ihren liebseligen Aeugelein in schiefer Richtung meinen langen, schwarzen Rock angeblinzelt haben. Ein langer schwarzer Rock aber hat für „vornehme Herren“ nicht weniger zu bedeuten, als wenn abergläubischen Leuten ein Hase über den Weg springt: er ist ein böses, widerwärtiges Omen. Daher geschah es, daß sich Alle an ihm geärgert und Einer derselben anhob, nicht meinen langen Rock, sondern seine „Ueberzeugung“ zu verrathen. Und der Verrath seiner Ueberzeugung lautete also: „Es ist ganz vernünftig, es ist sehr vernünftig, ja es ist höchst vernünftig, was Renan über Christus geschrieben hat.“ Und als er dieses gesagt hatte, geschah es, daß er das Beste that, was er thun konnte: er schwieg. Es begab sich aber, daß die übrigen ihm Beifall nickten und meinen schwarzen Rock ansahen, der protestirte. Und der vergaß, daß man heutzutage Jedermanns „Ueberzeugung“ achten müsse. Ein solches Vergessen aber ist ein großes Verbrechen an der neuen Mode im Christenthum. Daher geschah es, daß mein Rock in den Augen der drei „Vornehmen“ das Aussehen eines „ungebildeten, intoleranten Fanatikers“ bekam. Nun hatten aber selbige „Herren“, wie aus ihrem hochwichtigen Gerede hervorging, die ganze Nacht gegessen, getrunken, getanzt und — geliebäugelt; vielleicht auch noch etwas mehr gethan. Es war also leicht, hievon die „Vernunft“ dieser

„Herren" zu abstrahiren, nämlich, daß sie ist — das Vermögen — nicht zu erkennen, sondern gut zu essen, fein zu trinken, außerdem zu tanzen und zuletzt mit möglichst vielen „soliden Frauenzimmern bekannt zu werden, welche mit aufrichtiger, inniger Liebe sich ihnen anschließen wollen", wofür sie ihrerseits „beste Behandlung" zu erwarten haben.

Eine solche „Vernunft" verträgt sich nun freilich nicht, oder jedenfalls schlecht mit dem Glauben an die Gottheit Christi und seine Lehre, welche die Kirche ihren Anhängern als Bekanntmachung an die Landstraße ihres Lebens zur Darnachachtung angeschrieben: „Wer mir nachkommen will, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir". Man kann also unbedenklich zustimmen, daß heutzutage der Glaube an die Gottheit Christi mit der „Vernunft" immermehr in Widerspruch geräth.

Dies kann aber Niemanden erwünschter sein, als — dem Teufel; denn es liefert ihm den Beweis, daß die „Brüder in Beelsebub" nicht umsonst bei ihm zur Schule gehen, sondern eifrigst ihre Vernunft ausbilden lassen. Es wird also auch Niemanden als dem Teufel so viel Spaß und Vergnügen machen, daß jetzt das Lied von der neuesten Mode mit so großer „Passion" gesungen und eben so großer „Passion" gehört wird, wie denn der Teufel sicherlich als Componist und Chordirigent bei Aufführung des Liedes betheiligt ist. Bekanntlich aber ermüdet jedes Lied, auch das von der neuesten Mode, wenn es keine Halte und Ruhepunkte hat. Denn man kann sich dem Hochgenuß der Gefühle nicht mit Muse überlassen. Daher könnte es auch dem Liede von der neuen und neuet sten Mode im Christenthum begegnen, daß es, wenn es wie bisher ohne Pausen so fortgesungen wird, am Ende die Hörer abspann- und langweilt. Es wäre aber Schade um das Lied, weil man vorläufig nichts Besseres hat, was dasselbe ersetzen könnte. Daher wird es gut sein, wenigstens zwei Halte dem Liede anzufügen, einen kleinen und einen großen, damit Sänger und Hörer während dieser Halte sich ihre Gedanken über das neue Lied machen können.

Kleiner Halt.

Zu des ehr- und tugendsamen Ritters Don Quixote's Zeiten hat es einen König gegeben, der eine ganz absonderliche Passion haben wollte, wie sie vor ihm noch kein König hatte. Keine Passion däuchte ihm aber für einen König so absonderlich und einzig, als eine Gänseheerde zu besitzen. Daher hat er flugs sein König-

reich verkauft und hat sich dafür eine Gänseheerde angeschafft. Es ist aber ein weit vortheilhafterer Handel, ein Königreich zu verkaufen und sich eine Gänseheerde anzuschaffen, als das Christenthum dranzugeben, um die neuen Moden, die jetzt feilgeboten werden, in Besitz zu bekommen. Denn bei diesem Handel erhält man für seine gute Waare einen Haufen von sittlichem Unrath und Schweinsfutter, eine tüchtige Portion Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens, dazu einen miserablen Tod, trübe Aussichten in die Ewigkeit und große Unannehmlichkeiten im Jenseits. Es hat also der Schelling, von Profession ein deutscher Philosoph, ganz recht, wenn er sagt: „Wenn man die Wahrheiten kennt, für welche Viele die in Christo verborgenen Schätze der Weisheit und Erkenntniß dahingeben, so wird man unwillkürlich an den König erinnert, von dem der drollige Schildknappe des Ritters Don Quixote erzählt, er habe sein Königreich verkauft, um sich eine Gänseheerde anzuschaffen."

Großer Halt.

Vor Alters galt jeder Schiffer, der in die Meerenge zwischen Sicilien und Kalabrien gerieth, als unrettbar verloren. Denn auf der einen Seite dieser engen Wasserstraße ist eine felsige Klippe, die, von den Fluthen nur wenig übergossen, unzählig viele Zacken und Zähne hat, Scylla genannt; auf der andern ist ein Strudel, ein schrecklicher Abgrund, der die Wasser in schäumendem Wirbel hinunterwürgt, Charybdis geheißen. Wollte nun der Schiffer den Zähnen der grausamen Scylla entrinnen, so fraß ihn der Strudel, die gierige Charybdis; und wollte er der gefräßigen Gurgel der Charybdis entkommen, so zermalmten ihn die scharfen Zähne der Scylla. In diesem Wasserweg also war es mit jedem Schiffer aus; und die alten Heiden haben auf jeden, der sich mit Leibeskräften in eine Schwernoth hineinarbeitet, um aus einer andern herauszukommen, den Spottvers gemacht:

„Sicher zerschellt an der Scylla, der will die Charybdis
vermeiden".

Von den Alten hatte aber keiner Spaß daran, durch einen Engpaß zu wollen, worin es nicht blos Haarlassen, sondern auch Lebenlassen hieß. Daher fiel ihnen gar nicht ein, in diesen schrecklichen Hohlweg des Meeres freiwillig eine Pläsirfahrt zu machen, um sich von der Scylla zerreißen, oder von der Charybdis verschlingen zu lassen.

Das Leben dessen aber, der den neuen Moden im Christenthum huldigt, ist nichts anderes als eine tollkühne Einfahrt in den Engpaß der Scylla und der Charybdis, um das Vergnügen zu haben, an Leib und Seele zu Grunde zu gehen. Denn auf der einen Seite eines solchen Lebens nach der neuen Mode ragt der Glaube hervor mit seinen schrecklichen Wahrheiten vom Tod, vom Gericht, von der Höllenpein, von der Ewigkeit; das sind aber gräßliche Zähne, welche die Seele dessen, dem das Christenthum verleidet ist, ganz mörderisch zerreißen: „wer nicht glaubt, wird verdammt werden". Auf der andern Seite gähnt der Unglaube mit seiner trostlosen Lehre herauf: es gibt keinen Gott, es gibt keine Unsterblichkeit der Seele, es gibt kein ewig glückseliges Leben. Diese Lehre aber wäre, wenn sie Recht hätte, ein schrecklicher Strudel, der viel unheimlicher und grausamer seine Opfer hinunterwürgte, als jener an der Meerenge von Sicilien. Durch ihn geriethe man nach diesem kurzen, kummervollen, unglückseligen Leben in eine ewige Nacht, wo nichts mehr herrscht, als Grabesstille, Schweigen, Vergessenheit, Vernichtung für ewige Zeiten. Ja, der Unglaube wäre, wenn er Recht hätte, ein schrecklicher, grausamer Abgrund! Also sehe jeder, wie er's treibe — mit Christus und dem Christenthum! Was er aber damit treiben möge, er bedenke vor Allem das Ende; den Thoren wird seine Thorheit schelten.

Von der neuen Mode im Katholisch.

Als da eine Landsmännin der berühmten sieben Schwaben Gewissensbisse bekam, daß sie eine Schwäbin sei, und sich dessen hochroth schämte, hat man sie getröstet mit den Worten: „Schön ist es gerade nicht, doch auch keine Sünde!" Und sie beruhigte sich. Katholisch zu sein ist aber gewiß nicht weniger, als schwäbisch zu sein. Denn kann sich der Katholik nicht gerade auf Landsleute, wie die sieben Schwaben berufen, so kann er doch auf eine Landsmannschaft hinweisen, die ihm mehr Ehre macht, als jene der berühmten sieben Schwaben, ich meine die große Landsmannschaft der Heiligen im Himmel, die alle katholisch sind. Wenn man daher auch das Katholisch nicht für schön halten will, so haben die Katholiken doch ein Recht darauf, daß man es nicht als Sünde ausschreie. Das ist aber purer Aberglaube von den Katholiken, wenn sie noch im Ernst an solches Recht glauben; denn heutzutage gibt es keinen größeren Schandfleck, als katholisch zu sein. „Ecrasez l'infame, schlagt ihn todt, den Hund! er ist ein Christ!" — mit diesem Mordbrenner-

ruf haben die sauberen „Brüder in Beelsebub“ vormals in Frankreich dem Christenthum das Messer an die Gurgel gesetzt. Seitdem aber hat sich der Christ immer mehr zurückgezogen in den Katholik; ohnehin ist Einer nur insofern Christ, als er mit dem Katholik in der Lehre eins, d. h. katholisch ist. Darum lautet jetzt der Mordbrennerruf dahin: „Schlagt ihn todt, den Hund! er ist ein Katholik!“ In dem Katholik aber, wenn er es wirklich ist, steckt mitten inne wieder der Ultramontan und der Jesuit. Deßhalb heißt es im Liede auch: „Schlagt ihm eins auf den Schädel hin, er ist ein Ultramontan! — Setzt ihm das Messer an den Hals, er ist ein Jesuit!“ Man könnte also schon auch Gewissensbisse bekommen, katholisch zu sein, und sich dieses Schandmals gründlich schämen, wenn man ängstlich sein wollte. Aber das wäre doch eine neue Mode im Katholisch; denn bisher war es bei den Katholiken häuslicher Brauch, sich gerade dieser Sünde nicht zu schämen, sondern sie frank und frei mitten durch's Leben, auf öffentlichem Markte, — zum Scandal aller ehrsamen Leute herumzutragen. Die echten Katholiken sind aber bekanntlich mit ihren Haussitten zäh und merken in Folge ihrer „geistigen Verwahrlosung“ gar lange nicht auf, ob eine davon unzeitgemäß oder gar scandalös geworden. Daher wird hoffentlich jene neue Mode, sich des Katholisch zu schämen, bei den Katholiken keinen Eingang finden, da sie ohnedies schon achtzehnhundertachtundsechzig Jahr in dieser Schande stecken.

Wer nun aber heutzutage bei allen Katholiken auf diese Hoffnung schwören wollte, könnte leicht in Gefahr kommen, einen großen Meineid zu begehen; denn Zeichen sind genug vorhanden, daß diese neue Mode, sich des Katholisch zu schämen, bei Vielen dieser Landsleute eingerissen ist. Es wäre deßhalb sogar sehr gewagt, solche Katholiken auf dieselbe Weise trösten zu wollen, wie sich die geängstigte Schwäbin wegen des Schwäbisch trösten ließ; denn es stünde zu befürchten, dieser Trostgrund schlage nicht an. Nun dürfte es aber für solche, die sich schämen, katholisch zu sein, keinen besseren Trostgrund geben, als der Nachweis, wie unaussprechlich feig und niederträchtig es ist, sich des Katholisch zu schämen. Daher wird es gut sein, die neue Mode im Katholisch nach dieser trostreichen Seite hin mit einigen Federstrichen zu kennzeichnen.

Die neue Mode, von der ich's habe, besteht in der Sucht, soweit es nur immer gehen mag, sich zu schämen, katholisch zu sein. Alle Suchten aber haben ihre Ursachen. Es kann also gar nicht Wunder nehmen, daß auch die neue Mode im Katholisch die ihrigen hat.

Die erste Ursache dieser bösen Sucht aber, die jetzt so viele Katholiken befallen, ist jenes schreckliche Gespenst, das — man sollte

gar nicht glauben, daß so etwas heute noch vorkommen könne! — in so vielen Köpfen spuckt, so viele Herzen drückt, so viele Zungen lähmt, am hellen Tage umgeht und allemal in seiner ganzen Schreckhaftigkeit erscheint, wo es gilt, katholisch zu reden, katholisch zu beten, katholisch zu handeln, nämlich die Menschenfurcht, d. h. die Begierde, den Leuten zu gefallen, oder die Besorgniß, ihnen zu mißfallen. Nun gibt es aber unter den Leuten, denen man zu gefallen strebt oder zu mißfallen fürchtet, nur zu oft solche, denen man immer mißfällt, wenn man Katholisch heraushängt und mitmacht, und immer gefällt, wenn man das Katholisch vertuscht und versteckt, oder gar verleugnet und verhöhnt. Kein Wunder also, daß bei jenen Katholiken, die das unwiderstehliche Bedürfniß haben, solchen Leuten zu gefallen, oder im Schrecken leben, ihnen zu mißfallen, die böse Sucht sich einstellt, sich zu schämen, katholisch zu sein.

Die zweite Ursache ist die Aufklärung, welche sich auch viele Katholiken seit Anno 48 durch schlechte Zeitungen haben besorgen lassen, um nicht dahinten zu bleiben, nämlich die frivole Gesinnung, so wenig als möglich mehr zu glauben und in Folge dessen so wenig als möglich nach Gott und seiner Kirche zu fragen, nebst der erbärmlichen Manier, mit dieser Wirthshaus- und Bierkneipegesinnung sich an den Laden zu legen. Das Katholisch hält aber noch viel auf Glaube, auf Gott und Kirche, so daß bei ihm z. B. von der Kirche alleweil noch gilt, was schon vor 1800 Jahren bei ihm Mode war, nämlich: „wer die Kirche nicht hört, sei wie ein Heide und öffentlicher Sünder", also gar nicht mehr katholisch. Es ist also auch das kein Wunder, daß bei dieser Sorte von Katholiken, nämlich den aufgeklärten, die neue Mode Anklang findet, sich zu schämen, katholisch zu sein.

Endlich die dritte Ursache, um andere zu überhüpfen, ist die große moderne Heuchelei, von der sich auch viele Katholiken in ihrem Leichtsinn hinter das Licht haben führen lassen, und zwar zunächst die Heuchelei mit der Gewissensfreiheit, wornach es jedem von Rechtswegen zustehen solle, zu glauben und zu thun, was ihm nach seinem Gelüste gut und richtig scheint, ohne daß ihm Jemand in sein Meinen und Handeln etwas hinein zu sagen habe, also die Freiheit, ohne Gewissen, oder gewissenlos zu sein; dann die Heuchelei mit der Menschenliebe, die jeden, mit Ausnahme der wahren Christen, an ihr hohles Herz drückt, und sich nur werkthätig zeigt, wo es gilt, z. B. einen Selbstmörder, der durch Lumperei und andere Schlechtigkeit so weit herabgekommen ist, daß er für gut befunden, sich zu erhenken oder zu ersäufen, pompös zu begraben und dabei auf die Intoleranz der katholischen Kirche weidlich zu schimpfen,

die sich nicht dazu herabwürdigt, derlei Leute auf geweihter Erde neben rechtschaffenen Christen unterzubringen, also „sie im Tode noch haßt und verfolgt“, oder wahrer gesagt, nicht achtet, noch ehrt, noch anerkennt. Nun will aber das Katholisch mit dieser modernen Heuchelei nichts zu schaffen haben. Denn von der besagten Gewissensfreiheit oder Gewissenlosigkeit ist es der Meinung, sie stamme keinesfalls von unserm Herrgott, weil von ihm nur das Gewissen und die Gewissenhaftigkeit herrühre, womit er alle Menschen in ihrem Denken und Wollen an seine Gebote und seine Kirche heftet, um sie selig zu machen, wohl aber sei sie ein Geschenk, womit der Teufel den Leuten nicht blos das neue Jahr, sondern das neue Jahrhundert abgewonnen und ihnen zugleich sein reiches Etablissement ähnlicher Waaren zum Verderben der Menschheit auf's Beste anempfohlen habe. Und von der besagten Menschenliebe ist es der Ueberzeugung, sie sei weiter nichts als eine hohle Redensart, hinter welcher der moderne Egoismus seine Härte und Grausamkeit versteckt, wie Reinecke seine Fuchsnatur hinter dem Pilgerrock, so daß jeder, dem mit schönen Redensarten nicht zu helfen ist, vor den Augen dieser Menschenliebe sich ohne alle Bedenklichkeit und Gewissensbisse wegen etwaigen Undankes verhungern lassen kann. Es ist daher auch das kein Wunder, daß Katholiken, die sich mit dem Firniß dieser modernen Heuchelei ihre Seele haben an- und das Auge ihres Geistes zustreichen lassen, großes Wohlgefallen besitzen an der neuen Mode, sich zu schämen, katholisch zu sein.

Nun ist aber nichts widerwärtiger und ekelhafter an einem Katholiken, als solch eine Sucht; wenn da nicht rechtzeitig dafür gethan wird, so kann es leicht geschehen, daß solch ein Krebsschaden unter der unschuldigen Maske einer neuen Mode gerade den besten Theil an der Seele, den Glauben, nach und nach gänzlich wegfrißt. Was ist auch lästiger, als so ein unheimlicher Spuck mitten im Hirn eines Katholiken, wie ihn das Gespenst, von dem vorhin die Rede war, zu treiben pflegt? In der Mystik (oder Geistergeschichte) des alten Görres findet man an vielen Beispielen dargethan, wie sehr ein Gespenst und Hausgeist die Leute in der Ruhe stören, schikaniren und fürchten machen könne, so daß sich manche ein schönes Geld haben kosten lassen, um den unheimlichen Gast los zu werden, wie denn auch unsere Urgroßväter gegen alles Spuck- und Gespensterwerk sich zu waffnen pflegten mit dem löblichen Bannspruch: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ — den sie in alle Winkel, wo es ihnen nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien, laut und feierlich hineinthaten. Gewiß ist es aber viel unheimlicher, den Spuck nicht blos im Haus, sondern im Hirn sitzen zu haben

und zusehen zu müssen, wie er Einen vor allen Leuten lächerlich macht. Es ist also ganz unbegreiflich, warum die Katholiken, bei denen das bewußte Gespenst im Kopfe umgeht, nicht dazu thun, daß der Spuck ein Ende nimmt; sie dauern Einen ja in der Seele, wenn man sieht, wie das Gespenst ihnen zusetzt mit dem Rufe: „was werden die Leute sagen?“ Da will ich es aber gleich bemerken: diese Sorte von Gespenstern kann nur ausgetrieben werden mit offenem Bekenntniß des katholischen Glaubens und mit unschenirter Bekreuzung auf Stirn, Mund und Brust. Es ist daher nichts thörichter, als die neue Mode, sich zu schämen, katholisch zu sein; man wird des bewußten Spucks nicht los.

Und was ist es erst um die Gewissensfreiheit? Wo ich da als Studio nach Tirol gereist bin, ist von Kufstein nach Innsbruck die Eisenbahn noch nicht gegangen, und habe ich im Wagen fahren müssen. Da begab es sich aber, daß der Fuhrmann betrunken war und auf dem Kutscherbock einschlief, während ein schweres Gewitter am Himmel heraufzog, ein Wetterleuchten um's andere aus den Wolken heraussprühte und Donnerschlag auf Donnerschlag folgte. Daher hat der besoffene Fuhrmann es nicht vermocht, die wild davonrennenden Pferde, denen es bei dem Wetterleuchten und Donnern in der Nacht unheimlich geworden, zu halten und zu lenken, und sie wollten kurzweg sammt Fuhrmann, Passagieren, Gepäck und Wagen über einen Abhang hinab in die reißenden Wellen des Inn. Noch heute weiß ich nicht, wer den wilden Pferden wieder auf die rechte Fährte verholfen, vielleicht ein heiliger Schutzengel, der betrunkene Fuhrmann aber war es gewiß nicht. Noch schaudert's mich aber, wenn ich daran denke, wie alle Reisegefährten sich bei Matthäi am Letzten glaubten und ich in aller Angst Reue und Leid erweckte und bei den vierzehn Nothhelfern um ein seliges Ende einkam.

Mit dem „freien Gewissen“ aber, das uns der Fortschritt gern bescheeren möchte, ist es gerade, wie mit jenem Fuhrmann: es ist betrunken und eingeschlafen; betrunken oder jedenfalls „angestochen“ von dem berauschenden Gebräu, das die schlechten Zeitungsschreiber aus Lüge, Verleumdung, Unzucht, Schamlosigkeit, Klatsch, Unglaube, Katholikenhaß zusammenkochen und mit den Phrasen von Freiheit, Bildung, Licht, Wissenschaft und anderen Redensarten würzen; und in Folge solchen Zeitungsrausches und solcher schlechten Ansichten, die jetzt alle Tage mündlich und schriftlich „verzapft“ und ausgeschenkt werden, — eingeschlafen in Leichtsinn, religiöse Gleichgiltigkeit und sonstige Sünden. Denn das läßt sich halt nicht mehr läugnen, die schlechte Presse ist eine „Aktienbrauerei“, eine große

Schenke oder Kneipe, worin die Leute ihren Glauben und ihr Gewissen „versaufen", so daß dann ein solches nicht mehr im Stande ist, als Fuhrmann die wildausschlagenden Rosse der Leidenschaften am Wägelein, worin die Seele ihre Reise durchs Leben macht, zu bändigen und zu leiten. Kein Wunder also, daß, wie man jetzt täglich hört und liest, so viele Seelen bei dem besoffenen Fuhrmann ihres Gewissens und den scheuen Rossen ihrer Leidenschaften in dem Wägelein des Leibes auf ihrer Route in's Jenseits aus dem rechten Geleise gerathen und über den schrecklichen Abhang der Sünde hinab — dem Teufel zufahren. Kommt gar noch ein Wetterleuchten Gottes dazu, ein Gewitterschlag, eine schwere Heimsuchung, der Verlust des Vermögens, die Absetzung vom Amte, Krankheit und dergleichen, dann findet sich ein solch betrunkener Fuhrmann mit seinem unsterblichen Passagier schon gar nicht mehr zurecht und wirft nicht selten das ganze Gefährte, Leib und Seele, gar im Selbstmord kopfüber in die Hölle. Was muß es aber um die Thorheit und den Leichtsinn eines Katholiken sein, den es nach solch einem Fuhrmann für die Reise seiner Seele in die Ewigkeit gelüstet, nämlich nach einem „freien Gewissen"? Daß Gott erbarm' und uns davor behüten möge! Ein Katholik also, der an der neuen Mode und was dranhängt, der „Gewissensfreiheit" Gefallen findet, zeigt damit, daß er ein großer Thor ist.

Nicht anders als mit der Freude an der Gewissensfreiheit steht es mit dem Schrecken vor dem Ultramontan, der selbst gewisse Katholiken plagt. Es gibt nämlich eine besondere Art von Katholiken, die da glauben, das Ultramontan sei eine Uebertreibung des Katholisch, ein maßloses Ausschreiten. In religiösen Dingen sei aber alles Zuviel vom Bösen; da könne man ebenso leicht nach rechts, wie nach links überschnappen; die Mittelstraße sei das Räthlichste. Daher meinen sie, man könne recht gut katholisch sein, ohne ultramontan zu sein. Das ist aber schön nicht wahr, weil man nur insofern wahrhaft katholisch ist, als man ultramontan ist. Mit dem Katholisch und dem Ultramontan ist es nämlich so: Kein Katholik soll für sich apart, nach eigener Façon und eigenem Zuschnitt katholisch sein, sondern ein Katholik in Amerika soll aussehen, wie einer in Asien, und der in Asien, wie der auf den Südseeinseln; mag auch der Mensch im Katholik schwarz oder weiß sein, der Katholik im Menschen muß jedoch dieselbe Farbe haben. Diese Uebereinstimmung aller Katholiken in derselben Farbe aber wäre nicht möglich, wenn es nicht eine Normalfarbe gäbe, wornach alles Katholisch auf der Welt gefärbt sein muß, wenn es will echt sein. Ohne solche Normalfarbe könnte jeder eine eigene Farbe tragen und

solche für die allein richtige katholische Farbe ausgeben. Das aber geht bei uns Katholiken nicht: da gibt es für alle nur eine und dieselbe Farbe, die nicht mehr zu machen, sondern längst gemacht ist. Daher hat unser Herrgott die Güte gehabt, eine solche Musterfarbe für das Katholisch aufzustellen, um die Einheit herauszubringen, und hat sie dem Papste anvertraut. Der aber wohnt drüben über den Bergen in Rom. Nach ihm also und seiner Farbe kann jeder Katholik sich richten, ohne fürchten zu müssen, im Katholisch zu übertreiben; ja, nach seiner Farbe muß jeder Katholik sich richten, um sicher zu gehen, ob er im Katholisch die echte Farbe trage. Ultramontan aber sagt nichts weiter als das und zeigt geographisch nur den Weg und die Richtung, wo man das echte Katholisch bekommt; dann aber steht es durch den Sprachgebrauch unsrer Feinde auch für das echte Katholisch selbst. Oder hat man jemals gehört, daß man einen Juden ultramontan nennt, oder einen Türken oder Russen so heißt? Auch keinen Protestanten nennt man ultramontan. Ja, nicht einmal jene Katholiken, die durch ein Versehen ihrer Eltern in's katholische Taufbuch gekommen, sich nachher aber durch den Fortschritt von dieser Erbsünde ihrer Stammeltern haben erlösen lassen, nennt man ultramontan. Ein Katholik aber, der blos in Folge eines **faux-pas** seiner Eltern zu diesem Namen kam, sonst aber nichts thut, was diesem Namen und seiner Bedeutung entspricht, ist nie und nimmer katholisch. Durch die Güte unserer Gegner ist also Ultramontan und Katholisch völlig eins, und Einer, der zu sagen wagt: „ich bin zwar auch katholisch, aber ich billige keineswegs die Uebertreibung; ich bin katholisch, aber nicht ultramontan", — blamirt sich mit einer albernen Lüge, so gut er eben kann: es gibt keinen Katholik, der nicht ultramontan ist.

Damit das noch besser einleuchtet, will ich noch einige Worte beifügen zur gefälligen Beachtung für jene, die auch katholisch sind. Wo ich noch Student war, habe ich einen Kameraden gekannt, der sich in eine „Studentenlandsmannschaft" hat aufnehmen lassen und mit deren „Farben" an der Mütze und im Bande auf der Brust sehr stolz that, dabei aber wenig ihrer Statuten achtete, die „Landsmannschaft" gar in Streithändel mit anderen Studenten brachte, nebenbei borgte und Schulden machte und überhaupt ein Leben führte, dessen sich seine Kameraden schämten. Ohnehin halten aber Studenten, manchmal gar übertrieben viel, auf Ehre und guten Namen, was man ihnen gar nicht verdenken kann. Daher sind sie über den **servus nequam**, den unnützen Schelm, der in dem bewußten Studenten stack, zu Gericht gesessen, haben erkannt, daß er „der Landsmannschaft Farben geschunden", und ihn verurtheilt, daß er aus-

scheide und „die Farben lasse". Nun ist aber die katholische Kirche nichts anders als eine große Landsmannschaft von solchen, die ihr ewiges Heil studiren, aber eine Landsmannschaft, die auf Ehre und guten Namen hält und ihren Genossen nur unter der Bedingung ihren Namen und ihre Farbe gestattet, daß sie die Statuten erfüllen und der Landsmannschaft keine Unehre machen und keine Unannehmlichkeiten bereiten. Daher ist es durchaus nicht zu viel verlangt, daß ein Jeder, der den Namen und die Farbe dieser großen Landsmannschaft tragen will, Acht hat, daß er „die Farben nicht schindet". Was thut denn aber ein Katholik, der jahraus jahrein über die Statuten der katholischen Kirche sich wegsetzt, ihr durch sein Betragen Schande macht, auf sie schimpft und lästert, mit solchen umgeht, die sie hassen und verleumden, und nebenbei doch behauptet: „ich bin auch katholisch"? — Er thut dasselbe an der katholischen Kirche, was jener Student an seiner „Landsmannschaft" gethan: er schindet ihre Farbe. Daher gehört ihm auch dasselbe Urtheil gefällt, er lasse die Farbe und scheide aus!

Stand da vor einigen Tagen auch eine passende Notiz in der Zeitung. Es hat da irgendwo Einer gewagt, mit dem Namen eines Edelmannes Geschäfte zu treiben und auszugeben, er handle ganz im Namen des Edelmannes und verdiene deshalb alles Vertrauen.

Nun hatte er aber nicht nur keinen Auftrag, im Namen dieses Edelmannes Handel zu treiben, sondern, was er in diesem Namen und hinter ihm that, war gerade das Widerspiel, was der Edelmann wollte. Daher hat derselbe in der Zeitung Beschwerde geführt, den andern der falschen Bedienung seines Namens gezeiht und gegen allen künftigen Mißbrauch seines Namens feierlich Protest eingelegt. Was thun denn aber jene, die gerade das Widerspiel treiben von dem, was die katholische Kirche befiehlt und sich dennoch hinter ihren Namen stellen und sagen: „ich bin auch katholisch"? — sie treiben ohne Fug und Recht mit diesem hochadeligen Namen schimpflichen Mißbrauch. Daher muß man gegen solchen Mißbrauch des „Katholisch" für alle Zukunft feierlichen Protest erheben.

Der alte Alexander, weiland König von Macedonien, hatte in seinem Heere einen Soldaten gehabt, der ebenfalls Alexander hieß, aber sonst faul und feig war. Nun kam es aber dem alten Haudegen sehr ärgerlich vor, daß Einer seinen Namen trage, aber nicht seinen Muth habe. Daher ging er eines Tages den Soldaten an: „Hör' er! ich schäme mich seiner, entweder sei er tapfer oder leg' er meinen Namen nieder!" — Nun ist es aber viel peinlicher für die katholische Kirche mit Einem, der ihren Namen trägt, aber nicht

ihren Geist, nicht ihre Gesinnung hat, als für den macedonischen König mit seinem Soldaten, der wohl seinen Namen, aber nicht seinen Muth gehabt; denn die katholische Kirche führt Krieg für unsern Herrgott. In einem solchen Kriege aber, wo es sich um die Sache Gottes handelt, ist ein Feigling oder Trutzkopf oder Deserteur oder gar Verräther ein unerträglicher Schandfleck. Daher hätten es alle jene, die weiter nichts sind, als auch-katholisch, längst verdient, daß ihnen die Kirche gesagt: „Hör' du! ich schäme mich deiner; entweder thue, wie es katholisch ist, oder leg' meinen Namen nieder!"

Schön ist, was unsere badischen Glaubensbrüder voriges Jahr für eine Entdeckung gemacht; ihnen nämlich ist es gelungen, den ersten Auch-Katholik aufzuspüren, und der ist Niemand anders als — Herodes. Denn in ihm sind alle Eigenschaften, welche einen Auchkatholik ausmachen, in kolossalem Maße beisammen; zuerst eine große Gleichgiltigkeit in Dingen der Religion, da er nicht von ferne weiß, was drüben in Bethlehem, zwei Stunden von ihm, vorgegangen; dann eine gräuliche Menschenfurcht, da er aus Schrecken über das kleine Kindlein völlig aus dem „Häuschen" kam; hernach eine schändliche Heuchelei, da er den Weisen auftrug: „Gehet hin und forschet genau nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, so zeiget mir's an, damit auch ich komme, es anzubeten"; endlich auch eine ganz moderne Menschenliebe, da er weit und breit um Bethlehem herum alle unschuldigen Knäblein hinmorden ließ. Nun gibts in der That keinen würdigeren Patron für abgestandene Katholiken, als Herodes; denn seine Kinderzucht und sein häusliches Leben ist ein wahres Muster für moderne Familien; sein Sohn hat bekanntlich da die saubere Geschichte mit seines Bruders Frau gespielt, Tanzbelustigung in seinem Haus gehalten, mit seiner Nichte kokettirt, ihr gleich das halbe Königreich zugeschworen und das Ganze mit dem scheußlichen Mord des hl. Täufers gekrönt; unser Heiland, der gewiß richtig titulirte, nennt diesen jungen Herodes einen „Fuchs" und gibt ihm später, als er vor ihn geschleppt wurde, nicht eine einzige Antwort; sein Enkel, Herodes Agrippa, wenn ich nicht irre, legte, wie die Apostelgeschichte berichtet, Hand an, um die Christen zu peinigen, ließ den hl. Jacobus auf schreckliche Weise morden und den hl. Petrus, um den Juden zu gefallen, in's Gefängniß werfen, um ihn ebenfalls abzuschlachten; er ließ sich, wie es weiter heißt, sogar als Gott verehren; wurde dafür aber von einem Engel geschlagen und am Ende von Läusen, nein, von Würmern gefressen. Wahrlich eine erbauliche Familiengeschichte. Daher darf man es nicht unterlassen, allen Auch-Katholiken zu diesem ihrem Hauptpatron zu gratuliren!

Ist es also nach alledem, was ich bisher von der neuen Mode im Katholisch gesagt, jetzt nicht an der Zeit, diese Mode auszupfeifen? — ja, wenn die Sache nicht zu ernst wäre. Aber sie ist zu ernst. Ich habe einmal ein Bild gesehen, worauf Viele standen und hatten ein Brett vor's Hirn genagelt, daß sie nicht sehen konnten, was ihnen im Wege lag, und sie über Stock und Stein stolpern und den Hals brechen mußten. Die neue Mode im Katholisch aber kommt mir vor wie ein Brett, das jetzt vielen Katholiken vor's Hirn genagelt ist und sie hindert, die Steine des Anstoßes, die ihnen im Wege liegen, und den schrecklichen Abgrund, der sich daneben hinzieht, zu sehen und denselben auszuweichen. Daher steht zu befürchten, diese neue Mode könne leicht Ursache werden, daß sie an den Geboten Gottes und der Kirche stolpern und kopfüber in den Abgrund der Hölle hinabstürzen.

Von der neuen Mode in der Nächstenliebe.

Zufolge einer uralten Zeitung sind die Griechen und Trojaner wegen eines liederlichen Weibsbildes hintereinander gerathen und haben über zehn Jahre mitsammen gerauft und gehändelt, ohne daß die einen oder anderen Meister geworden wären. Nun haben die Griechen einerseits Langweile bekommen, andrerseits wollten sie nicht unverrichteter Sache heimgehen. Daher haben sie es, da sie ohnehin alle den Teufel im Busen hatten, auf eine pfiffige List abgelegt, um die Trojaner dran zu bringen; sie haben nämlich einen riesenhaften hölzernen Gaul gebaut, der, wenn er lebendig gewesen wäre, auf einmal einen Wagen voll Heu nebst einigen „fufzig" Malter Hafer gefressen hätte, haben in seinen Leib hinein an die hundert Mann mit Schild und Panzer, Schwert und Lanze gestellt, haben dann den Gaul mit diesen Eingeweiden vor Troja stehen lassen und sind abgezogen; dabei haben sie aber Einen in der Nähe herumlaufen heißen, der den Verirrten, von ihnen selbst Verfolgten spielen mußte, um nöthigenfalls den Trojanern expliciren zu können, was ihnen da die Griechen für ein seltsames Präsent gemacht hätten, und den Rath zu geben, den Gaul in die Stadt hineinzuschaffen und, wenn das Thor zu klein sein sollte, nöthigenfalls dasselbe einzureißen, da an dem geschenkten Gaul alle Glückseligkeit, aller Sieg und Segen hänge und Niemand mehr der Stadt etwas anhaben könne. Niemand aber war mehr entzückt über diesen hölzernen Gaul als die Trojaner, denen es der griechische Schelm so plausibel machte, daß sie nichts Eiligeres zu thun wußten, als den

von den Griechen hinterlassenen Gaul in Troja hineinzuschaffen. Sie haben daher auf der Stelle den Stadtrath versammelt, der hat einstimmig den Beschluß gefaßt: „In Erwägung, daß die Stadt Troja in dem Gaul ein Andenken an die lange Affäre mit den Griechen und ein Siegeszeichen erhalte; in Erwägung, daß es um den Gaul etwas Wundersames sein müsse, weil ihn die Griechen dahinten gelassen; aus diesen und anderen Gründen beschließt der Gemeinderath, auf der Stelle das Stadtthor einzureißen, und den hölzernen Gaul mit Musik und Volksbelustigung in die Stadt zu ziehen." Von jeher hat es aber Niemand besser gewußt, was es um solche Geschenke, welche die Feinde ihren Feinden zurücklassen, für ein Bewandtniß habe, als die Pfarrer. Denn diese, in der Regel weiser, verstehen auch die „Zeichen der Zeit" um Vieles besser, als so mancher Stadtrath, der gerade Alles beschließt, nur was der Pfarrer anrathet und empfiehlt, nicht. Daher hat denn auch der damalige Pfarrer von Troja, Laokoon, (er war leider heidnisch) vor diesem geschenkten Gaul gewarnt und gesagt: „Pressirts denn so? Trojaner, trauet nicht! Die Griechen fürchte ich und doppelt, wenn sie schenken". Nun war doch nichts wohlgemeinter, als dieser Rath. Sie hatten ja immerhin noch lange Zeit gehabt, den hölzernen Gaul hineinzuschaffen; der wäre ihnen nicht durchgelaufen. Daher hätte man erwarten dürfen, daß dieser Vorschlag des Pfarrers Anklang und Zustimmung gefunden hätte. Aber nein! die Trojaner meinten auch, wie Viele heutzutage, es gebe keine größeren Menschenfeinde, als die geistlichen Herren oder wie sie sie mit einem Schimpfnamen heißen; besonders thaten sich einige hervor, hetzten die andern gegen den Pfarrer auf und sagten es laut: das geht ihn nichts an! gerade ihm zum Trotz muß der Gaul hinein! wir fragen nichts nach ihm! in der Kirche mag er das größte Maul haben; heraußen haben wir's; es bleibt dabei, wie es der Stadtrath beschlossen hat, und dergleichen mehr. Daher haben sie die Warnung in den Wind geschlagen und haben unter Musik, Böllerschüssen und ungeheurem Jubel den geschenkten Gaul, mit Laubgewinden und Blumenkränzen geziert, durch das aufgerissene Thor in die Stadt geschafft und den ganzen Tag der Lustigkeit geweiht. Aber in der folgenden Nacht, wo die meisten Trojaner sich Räusche angetrunken hatten und wie Besenstiele unter den Tischen lagen, da kamen die Griechen von draußen herbei und die im Gaul drinnen heraus und fingen an, zu morden und zu brennen, so daß am andern Morgen das Blut durch die Straßen lief und die Stadt ein rauchender Trümmerhaufen war. Zu spät also haben es die Trojaner bereut, daß sie der Warnung ihres Pfarrers nicht gefolgt, sondern dem lügenhaften

Gerede, das der Grieche über das Glück in dem hölzernen Gaul geführt, geglaubt.

Was man nun aber so unter „moderner Cultur" versteht, ist, wie mir scheint, weiter nichts als ein von Griechen geschenkter Gaul, der lauter Unglück im Leib sitzen hat. Denn was man so die moderne Cultur nennt, wem hat sie denn, diese Modesucht in Religion, Schule, Familie und Staat, Glück und Segen eingebracht, daß es sich der Mühe lohnte, sie unter dem rauschenden Jubel einzuführen, womit man sie auf Vorschläge und Anträge von Stadträthen, Gemeinderäthen, Landräthen, Staatsräthen und Ministern heutzutage einführt? Ich habe noch Niemanden gehört, den diese neue Modesucht in wahrhaftige Glückseligkeit versetzt, wohl aber schon gar manche Klage, daß sie in einen großen Landes- und Volksschaden sich aushäute. Oder wie hat es in Frankreich abhin mit der Glückseligkeit ausgeschaut, als man dort Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamirt? — die Franzosen waren so entzückt, daß sie eine Kirmeß feierten, wie sie das wüthende Heer gelegentlich seiner wilden Jagd nicht ärger feiert; und doch mußte selbst der erste Napoleon über die Wirthschaft, in der die Leute für Frankreichs Glückseligkeit gesorgt, ausrufen: „Was habt ihr aus Frankreich gemacht?" Was nun dem modernen Gaul in den Eingeweiden steckt, ist um kein Haar besser, als jene „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", die vor neunzig Jahren Frankreich ruinirt. Es ist also unbegreiflich, wie selbst Katholiken über die moderne Bescheerung jubeln können. — „Trojaner, trauet nicht! die Griechen fürchte ich und doppelt, wenn sie schenken."

Da könnte nun aber mancher meinen, das sei Uebertreibung und Schwarzseherei, womit man die „moderne Civilisation" mit ihrer Unschuld verleumdet und ganz unverantwortlich in Verruf bringt. Daher wird es gut sein, es wenigstens an einem Darm dieses geschenkten Gaules nachzuweisen, daß er lauter Unglück einschließt. Dieser aber soll gerade der sein, auf den man am Meisten heutzutage stolz und dankbar ist, die „Toleranz". Hat es gar im Monat Dezember des letzten Jahres ein altbayrischer Staatsprokurator vor Gericht erklärt: „Die Toleranz ist eine der schönsten Tugenden der Neuzeit." Wir wollen also zusehen, was es um die neue Mode in der Nächstenliebe, um die Toleranz, für ein preiswürdiges Präsent ist.

Schon in der Einleitung zum Christenthum, das jetzt außer Mode gesetzt werden soll, heißt es wörtlich: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe, und aus allen

deinen Kräften. Dies ist das größte und erste Gebot." Und dann steht gleich hintendran: „Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst."

Unser Nächster aber, belehrt uns der Katechismus, ist jeder Mensch, wessen Standes und Glaubens er immer sein mag. Jeder Mensch also, ohne Ausnahme, hatte bisher, in Folge göttlichen Gesetzes, nach der alten Mode rechtlichen Anspruch — auf Liebe. Mit dieser Liebe aber ist nicht eine solche gemeint, die süße, mitleidduftende Redensarten ausstößt, aber das gute Werk hintennach vergißt, sondern die es vor Allem auf's gute Werk absieht und mit den Redensarten kurz macht. Denn es ist damit jene Liebe gemeint, von welcher Sankt Johannes sagt: „Meine Kindlein, lasset uns nicht mit Worten und mit der Zunge lieben, sondern in der That und Wahrheit." Also, wie gesagt, bei der alten Mode, wie sie bisher bestand, ist kein Mensch schlecht weggekommen: die Liebe hat ihm nicht blos schön geredet, sondern auch schön gethan. Modernen Seelen aber ist es freilich schon lange lästig, daß jeder arme, kranke, niedrige, hilflose Bettelmann gar ein Recht haben soll, von ihnen eigenhändig in den Schutzmantel der werkthätigen Liebe gekleidet zu werden; denn das greift wieder die Ehre an. Daher waren sie, die neuen Modeschneider, gleich bei der Hand, daß in diesem Punkte Gottes Staatsverfassung, das göttliche Staatsgrundgesetz der christlichen Liebe, nicht mehr zeitgemäß sei, daß es „dringend einer Abänderung bedürfe" und daß sie sich den Antrag erlauben, das Gesetz dahin zu verbessern: Jeder Mensch habe nur mehr das Recht, geduldet zu werden.

Es wird sich aber nicht leicht etwas erfinden lassen, das menschenfeindlicher und beleidigender wäre, als solch ein Gesetz, das bereits vielfach sanktionirt und stillschweigend in Praxis gesetzt wird. Man kann gewiß Göthe, dem „Heiden", wie er sich selbst einmal nannte, nicht nachsagen, daß er gerade viel auf die alte christliche Mode gehalten hätte, aber von Toleranz wollte er doch wenig wissen; denn er sagt: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen." Oder ist es nicht so? „Dulden brauchen wir nur, sagt ein Jesuit, der hierin allerdings am meisten Erfahrung haben kann (weil man es gegen die Jesuiten selten bis zur Toleranz, höchst selten weiter bringt), wenn von Etwas die Rede ist, das eigentlich nicht sein dürfte, nicht sein sollte, das wir gerne beseitigt haben möchten. So duldet das Thier in seinem Pelze gewisse leidige Einmiether (zu Deutsch: Läus' und Flöh'), die ihre Miethe nie anders bezahlen, als durch Stechen und Beißen."

Haben denn aber die Menschen keinen höheren Beruf, als sich einander, nach dem Worte Göthe's, zu beleidigen? oder, nach der Erklärung des P. Roh, den ich nebenbei herzlich grüße, einander die Gesinnung zu bewahren, welche Menschen und Thiere den Läusen und Flöhen entgegenbringen? Es ist daher kein Wunder, daß mancher Altmodische Schwindel, Husten und Katarrh bekommt, wenn er neben der Toleranz auch noch von „Menschenliebe" hören und lesen muß; ein gepeinigtes Herz das, das in diesen „Tugenden der Neuzeit" excellirt! Denn wer nur noch halbwegs Mensch ist, fühlt dasselbe beim Wort Toleranz, was P. Roh von sich bekennt: „So oft dieses Wort auf Menschen angewendet wird, erweckt es in mir einen unsäglichen Widerwillen, es packt mich wie eisigkalt am Herzen. Es muß geheimen Haß, tückischen, verhaltenen Groll in sich bergen. — Fort mit der Toleranz! göttliche Liebe, komm' her!"

Was übrigens mir die Toleranz vor Allem verdächtig macht, ist die auf zahlreichen und sorgfältigen Beobachtungen beruhende Wahrnehmung, daß die Leute, welche sich so schrecklich für die Toleranz erhitzen, nicht handeln, wie sie glauben, und nicht leben, wie sie lehren. Denn wenn es Einer als Apostel der Toleranz mit der Bekehrung der Leute zu Etwas bringen will, so muß er seine Lehre nicht blos mit schönen Worten, sondern mit schönem Beispiele predigen. Die Missionäre der Toleranz aber ziehen es vor, durch ihr Beispiel gerade das Gegentheil von dem zu lehren, was sie in Worten so laut und feierlich verkünden; sie illustriren ihre gute Lehre nie anders, als mit abschreckenden Beispielen; sie machten sich, wenn es keine Gendarmen und Sicherheitswächter gäbe, nicht das geringste Gewissen daraus, im Namen der Toleranz Hunderte von Geistlichen, Ultramontanen und anderen gläubigen Christen täglich zu spießen und zu hängen. Daher kann es gar nicht anders sein, als daß sie schon durch ihre Predigtmanier die Sache, die sie predigen, sehr verdächtig machen. Nun kann doch wahrlich nicht viel hinter einem Präsent stecken, das selbst von jenen, die es uns aufhalsen wollen, auf eine Weise geboten wird, die Verdacht erregt und Schrecken einjagt. Also fort mit der Toleranz! sie soll der Teufel holen!

Da geht aber nichts über die Zudringlichkeit der Leute, die mit den neuen Moden hausiren gehen. Man kann ihnen nachweisen, daß man ihre Geschenke nicht brauchen kann, und wenn man fertig ist, fangen sie von vorne an, uns dieselben gewaltsam aufzudrängen. Saget ihnen daher hundertmal: wir danken für die Toleranz, wir können sie nicht brauchen in der Liebe, so liegen sie euch an: so

nehmet sie wenigstens für den Glauben, da kann sie euch gute Dienste thun!

Im Glauben ist sie uns aber noch weit widerwärtiger, als in der Liebe; denn läßt sie zur Liebe zu wenig, so läßt sie zum Glauben zu viel. Das eine aber ist für den Christen so ungesund, als wie das andere. Denn was ist es um die Toleranz im Glauben? Sie muthet dem Menschengeist zu, alle Religionen in seinem Urtheil über ihre Wahrheit und Güte einander gleichzustellen, d. h. von einander abweichende, sich widersprechende Lehren für gleich wahr und gleich gut zu halten. Der Menschengeist aber, oder was hier dasselbe ist, die Vernunft ist so eigensinnig eingerichtet, daß sie sich eher umbringen läßt, als zugibt, von einander abweichende Lehren seien gleich wahr. Ein einfältiges Beispiel. Es stellt Einer auf, die Behauptungen: zwei mal zwei ist vier und zwei mal zwei ist sieben, seien gleich wahr. Nun weiß aber die Vernunft, (abgesehen davon, wie viel zwei mal zwei ist), daß die Zahl sieben größer ist als vier; denn sie enthält außer vier auch noch drei. Die Vernunft müßte also, wollte sie jene zwei Behauptungen als wahr anerkennen, auch zugeben, vier sei gleich vier und noch drei. Mit diesem Zugeständniß aber hätte der gesunde Menschenverstand ein Ende; mit der Vernunft wär's aus. Die Toleranz in der Religion ist also nichts anderes, als ein Selbstmord der Vernunft. Nun wären wir aber rechte Thoren, unsrer Vernunft zuzumuthen, sich selbst den Tod anzuthun. Denn sie ist die Laterne, die unser Herrgott in seiner Fürsorge in unsrer Seele angezündet hat, damit wir uns in dem Wirrwarr des Lebens und Meinens zurechtfinden und auskennen. Was ist es also um ein Präsent, das Einen um seinen gesunden Menschenverstand bringt? Fort mit eurer Toleranz im Glauben!

Vor einigen Jahren gab es einmal in England einen merkwürdigen Spaß, ich will lieber sagen einen kolossalen Scandal; ich meine die bekannte Geschichte von dem englischen Schiff, welches in der Passagierkajüte englisch-christliche Missionäre und im Güterraum Götzenbilder englischen Fabrikates, das heißt die weitgehendste Toleranz im Glauben nach Indien führte. Nun ist freilich ein hölzernes Schiff in seinen Räumen dazu eingerichtet, daß in ihm Heidenthum, Judenthum und nöthigenfalls englisches Christenthum sammt Unglaube und Abgötterei als Passagiergut in völliger Gleichstellung herumfahren können, ohne den mindesten Schaden zu leiden. Wenn also diese Geschichte für die Engländer nicht sonderlich ehrenvoll war, so widerstreitet sie doch nicht der hölzernen, unempfindsamen, also toleranten Natur des besagten Abbildes vom englischen

Staatsschiff. Aber die Natur der menschlichen Vernunft ist derart angelegt, daß ihr eine ähnliche Befrachtung mit theilweisem Christenthum, Judenthum, Heidenthum, Mormonenthum, Freimaurerthum, Lasterthum aufs Unversöhnlichste widerstreitet. Ihr Güterraum ist nur für die Wahrheit, die allein berechtigt ist, als Passagier auf dem Schiffe der Vernunft mitzufahren; die Irrthümer und Lügen, die Sekten und falschen Ansichten können es nur versteckt und nebenbei thun, wie die Ratten in hölzernen Schiffen, und zwar auf die sichere Gefahr hin, sobald sie entdeckt werden, unerbittlich verfolgt und hinausgedrängt zu werden. Von dem Eigenthümer jeder gesunden Vernunft also muß das Gesuch, die Toleranz im Glauben mitfahren zu lassen, rundweg abgeschlagen werden. Fort mit eurer Toleranz im Glauben!

Was müßten wir thun, um diesen geschenkten Gaul, den man uns jetzt umsonst in's Haus führt, die Toleranz im Glauben, in der Vernunft unterzubringen? — wir müßten vorerst gründlich aufräumen: „Vorn und Hinten Nichts haben, Rechts und Links leer lassen, Oben und Unten Platz machen", mit einem Wort, in unserm Geiste ein Tohuwabohu, ein „Wüste und Leer" anrichten. Nun sind aber die Vortheile, welche uns die Toleranz gegenüber der christlichen Religion gewährt, nicht derart, daß sie uns bewegen könnten, die christliche Religion auszubieten, um der Toleranz im Glauben Platz zu machen. Die christkatholische Religion hat bisher uns nichts zu Leide gethan; sie hat sich erprobt in guten wie in bösen Tagen; wir sind mit ihr vollkommen zufrieden; sie tröstet, ohne zu schmeicheln, sie erschreckt, ohne zu entmuthigen, sie beglückt, ohne übermüthig zu machen, sie verwirft die Irrthümer, ohne die Menschen, denen sie anhängen, zu hassen; außerdem gibt sie die schönste Aussicht für eine angenehme Zukunft und leistet Garantie für ein recht gemüthliches Beisammensein, eine fröhliche Kirchweihe in der Ewigkeit. Und die Toleranz im Glauben? ihr ist alles recht, wie es Einer macht; sie erschreckt nicht, aber sie tröstet auch nicht; sie beunruhigt nicht, aber sie beglückt auch nicht; sie verdammt nicht, aber sie spricht auch nicht selig; sie kennt keine Hölle, aber sie kennt auch keinen Himmel; kurz, sie weiß nichts von drüben und will auch nichts wissen. Drum fort mit eurer Toleranz im Glauben!

Das ist nun freilich sehr intolerant gesprochen. Daher könnte es leicht geschehen, daß jene, die uns die Toleranz im Glauben und in der Liebe gerne zum Präsent machen möchten, solche Rede als die Ausbrüche eines „Ungebildeten" in Acht erklären und „der Verachtung preisgeben". Das aber verschlägt gar nichts; denn die

Rede ist wahr, was ich mit einem Gedanken beweisen kann, der mir seit der Katholikenversammlung in Tirol im Gedächtniß stehen geblieben ist. Dort hat nämlich ein handfester Tiroler sich also ergangen: Man sagt, wir seien intolerant. Das ist aber nicht immer ein Fehler, den man rügen darf, sondern gar oft eine lobenswerthe Eigenschaft. Urtheilet selbst: wie schwer ist es, ein Buch vor einem Talglicht zu lesen; man sieht nicht genug; warum? das Talglicht ist tolerant, es duldet noch viele Finsterniß. Man nimmt ein Unschlittlicht, man sieht schon etwas besser; aber das Unschlittlicht ist auch schon etwas intoleranter, es duldet nicht mehr so viele Finsterniß. Man nimmt ein Gaslicht, da sieht man bei weitem besser, aber das Gaslicht ist bereits noch intoleranter, es duldet lange nicht mehr so viele Finsterniß. Und wenn man mit seinem Buche hinaustritt an den hellen Tag und sich der Sonne als Licht bedient, da sieht man millionenmal besser, als beim Gaslicht, Oellicht oder Talglicht. Warum? — die Sonne ist schrecklich intolerant, unter allen Lichtern auf Erden sicherlich das intoleranteste, sie duldet keine Finsterniß, verfolgt sie und ihre Freunde, die Eulen und andere Nachtvögel, bis in die tiefsten Gründe und Winkel und treibt sie über Berg und Thal davon. Und, was merkwürdig ist, Niemand nimmt ihr ihre Intoleranz übel, Niemand verargt ihr ihre Verfolgungssucht, jeder freut sich vielmehr, daß sie so thut; denn dieser Intoleranz der Sonne verdankt die Welt ihr Licht, ihre Wärme, ihre Schönheit, ihre Farbenpracht. Mehr aber, als die Sonne für die sichtbare Welt, bringt Christus Licht und Wärme und Schönheit und Blumenpracht in die Geisterwelt, und jeder, der bei dieser geistigen Sonne des Weltalls sehen und lesen will, sieht millionenmal besser, als bei dem spärlichen Lichtlein menschlicher Vernunft. Daher ist es kein Wunder, daß diese Sonne gegen geistige Finsterniß, gegen Lüge, Irrthum und Unglaube höchst intolerant ist. Ist denn aber das Licht und die Wärme und die Pracht, welche die geistige Welt Christus verdankt, nicht mehr an Werth, als was die körperliche Welt der Sonne verdankt. Warum also klagt ihr denn an Christus, der geistigen Sonne, über Intoleranz, da ihr doch der körperlichen Sonne wegen derselben Eigenschaft voller Jubel entgegenlaufet? Warum verlanget ihr, daß jedes Grubenlichtlein neben Christus, der großen Geistersonne, gleiche Bedeutung und gleiche Berechtigung habe? Gehet also mit eurer Klage, ihr seid Thoren geworden!

Am Schluße dieses Artikels bleibt nur noch übrig, ein Hoch auf die Intoleranz im Glauben und ein Pereat oder „Hol' dich der Teufel" — auf die Toleranz in der Liebe — auszubringen.

Von der neuen Mode in der Wissenschaft.

Sankt Antonius, der Einsiedler, galt, obwohl er weder lesen noch schreiben konnte, dennoch weit und breit als gescheidter und aufgeklärter Mann, so daß sogar viele hohe Herren, selbst der große Kaiser Constantin, bei ihm sich Raths erholten. Es ist aber auf Erden nichts so miserabel und so windig, als der Gelehrten-Neid. Jeder nämlich von dieser Menschensorte will der Gescheidtste sein, jeder am meisten, jeder alles am besten wissen, und zwar deßhalb, weil es ihnen an der Liebe fehlt; die Wissenschaft ohne die Liebe aber, meint Sankt Paulus, bläht auf. Daher hat dieser Neid den hl. Antonius sogar in seine Einsiedelei verfolgt. Eines Tages sind nämlich zwei Allerweltswisser, die es eben nicht sehen noch hören konnten, daß man sich sogar bei dem armen Mönch Antonius Aufklärung erhole, zu ihm in seine Einsiedelei gekommen, um Sankt Antonius in's Examen zu nehmen. „Du kannst nicht einmal die Buchstaben lesen und lassest dich einen Weisen nennen?" haben sie ihn angefahren. Nun wußte aber Sankt Antonius, vielleicht besser als die zwei dünkelhaften Schulinspektoren, die sicherlich ohne Regierungsermächtigung mit ihm Prüfung abhielten, daß die Weisheit nicht im Buchstaben, sondern im Geiste stecke. Daher hat er ihnen auf ihre unbefugte Frage mit der befugten versetzt: „Ist der Geist oder der Buchstabe früher gewesen?" — „Der Geist", haben sie gesagt. „Also, fuhr Sankt Antonius fort, wer Geist hat, bedarf der Buchstaben nicht, um gescheidt zu sein!" — Das aber wollten die Prüfungskommissäre nicht gelten lassen und meinten, Weisheit könne man nur durch die Buchstaben lernen. Es müsse also Antonius, wenn er die Buchstaben nicht kenne, ein Tölpel sein. Nun wollte sich aber Sankt Antonius von diesen aufdringlichen Gästen nicht hänseln lassen und wollte ihnen nebenbei beweisen, daß sie, wofern es hieße, der Gescheidteste werde gehenkt, nicht die geringste Ursache hätten, davon zu laufen und aus dem Wege zu gehen. Daher fragte er sie einfach, welches ABC besser sei, um gescheidt zu werden, das ABC Gottes, oder das ABC der Menschen. Nun wollten sie denn doch nicht ungläubig scheinen, denn der Unglaube war damals nur die Religion der Narren. Darum haben sie ein langes Gesicht gemacht und endlich kleinlaut erwiedert: „das ABC Gottes!" — „Nun gut, sagte Sankt Antonius, „das ABC Gottes verstehe ich, und ihr das ABC der Menschen. Ich kann also jedenfalls ebenso gescheidt sein als ihr." — „Wo steht denn aber, fragten sie höhnisch, das ABC Gottes geschrieben und aus welchem Buche hast du es erlernt?" — Da hat sie Antonius aus seiner

Zelle hinausgeführt, hat sie auf das Himmelsgewölbe und die Sonne, hernach auf die Berge und Thäler, auf die Felsen und Zacken, die Quellen und Bäche, die Bäume und Pflanzen verwiesen und hat ernst erwiedert: „Das Buch, worin das ABC Gottes aufgeschrieben steht, ist die ganze Welt; der Blätter gibt es in diesem Buche drei, den Himmel, die Erde und das Meer; die Geschöpfe, die Sterne am Himmel, die Pflanzen und Thiere auf der Erde, die Fische und Korallen im Meere sind die Buchstaben, aus denen das ABC Gottes besteht. In diesem Buche aber habe ich von Kindheit auf die Buchstaben kennen und lesen gelernt. Ich kann also, wie gesagt, mit Gottes ABC ebenso gescheidt sein, als ihr mit dem Menschen-ABC!"

Gräulicher aber, als diese Ansicht, die da Sankt Antonius von sich und seinen Prüfungskommissären zu haben wagte, war diesen noch nichts vorgekommen im Leben; ein armseliger Mönch stellte sich an Gescheidtheit zweien Professoren gleich. Das war ihnen ein unerhörtes Attentat auf die Wissenschaft. Daher haben sie, weil ihnen die Sache gar zu unbegreiflich schien, vorerst vermeint, Sankt Antonio müsse es am rechten Begriff von der Gescheidtheit fehlen, und haben ihn darum angegangen, was er unter Gescheidtheit verstehe. Dem heiligen Antonius war aber die hoffärtige Rednerei, welche die beiden Schulinspektoren mit ihm angezettelt hatten und nun in den Tag hinein fortzuspinnen Lust zeigten, überaus langweilig geworden. Daher gab er ihnen auf die letzte Frage noch hinaus: „die wahre Gescheidtheit besteht darin, daß man Gott erkenne und ihn liebe!" — kehrte ihnen dann den Rücken und ging in seine Zelle. Sie aber fanden für gut, sich davon zu machen, ohne Sankt Antonio eine Note zu geben. Nun ist aber in der That nichts wahrer und tiefer gedacht, als der Begriff der Wissenschaft, wie ihn da Sankt Antonius aufgestellt. Denn das Hauptgeschäft der Wissenschaft ist, die letzten Gründe der Dinge zu erforschen und kennen zu lernen. Der letzte und tiefste Grund aller Dinge ist aber Niemand anders als unser Herrgott. Gescheidt sein also heißt Gott erkennen. Gott aber kann man nicht erkennen, ohne ihn zu lieben. Denn durch die Erkenntniß Gottes erfährt man's, daß Gott es unaussprechlich gut mit allen Geschöpfen meint, daß er ihnen das Wesen und das Accidenz bescheert, daß er ihnen das Leben und die süße Gewohnheit des Daseins gibt, daß er ihnen das Frühstück, Mittagsmahl und Abendbrod besorgt. Nun wäre es doch undankbar, das zu wissen und dennoch Gott nicht lieben zu wollen. Oder was wäre wohl bis morgen aus uns geworden, wenn er heute uns auszöge und nähme, was er uns gegeben und

geliehen? mir schaudert's davor, — ein Nichts. Gescheidt sein heißt also auch Gott lieben.

Daher war es denn auch vor Alters Mode in der Wissenschaft, nicht blos für den Kopf, sondern auch für's Herz zu lernen und das Ziel der Wißbegier soweit hinauszustecken, daß man Gott erkennen und ihn lieben mußte, um ein Mann der Wissenschaft zu sein. Das ist nun freilich von der alten Mode in der Wissenschaft so bigott und fromm geredet, daß es Vielen sicherlich so lange als üble Nachrede erscheinen dürfte, bis sie Beweise sehen. Ich will deßhalb dafür einen oder den andern Ausspruch aus alter Zeit hierherstellen, um damit solchen Ungläubigen einige geistige Rippenstöße zu versetzen.

Ganz hinten, im grauen Alterthum, hat es Plato, ein grausam gescheidter Mann, gesagt: „Gott ist der Anfang, die Mitte und das Ende aller Weltweisheit". Es wäre aber sicher ein peinliches Geschäft, die Weltweisheit zu erlernen und dabei ihren Anfang, ihre Mitte und ihr Ende so zu umgehen, daß der lernende Geist gar nichts davon erfahre. Das setzt ein merkwürdig pfiffiges Geschick voraus, die Wissenschaft so an sich zu bringen, daß man nichts von ihrem Anfang, nichts von ihrer Mitte, nichts von ihrem Ende mit dazubekommt. Solch Geschick aber war wenigstens bei den Alten rar. Es will daher, wie mir scheint, der alte Plato nichts anders sagen, als daß alle Wege, die der denkende und lernende Geist, von was immer für einem Punkte in dem weiten Umkreis der menschlichen Wissenschaften aus, einschlagen möge, ihn zuletzt immer zu Gott, als dem gemeinsamen Mittelpunkt aller Wissenschaft hinführen.

Eine ziemliche Strecke weiterher, in der Richtung zu uns, sagt ein nicht minder gescheidter Mann: „Eine leise, oberflächliche Schneckerei an der Wissenschaft führt möglicherweise von Gott ab, aber volle, kräftige Züge aus ihr führen jedenfalls zu Gott hin." Dem Alten fiel es aber im Traum nicht bei, denjenigen einen Mann der Wissenschaft zu nennen, der nur so an der Wissenschaft herumschneckt und nascht, aber nicht den Muth hat, feste Züge aus dem Kruge der Weisheit zu thun. Es will also sicherlich der alte Baco von Verulam nichts anders behaupten, als, das Ziel der Wissenschaft sei — Gott, das letzte Wort der Wissenschaft — Religion.

Und was hilft es, meint der gute Pater Rodriguez, wenn Jemand den ganzen Tag hindurch die Nadel ohne Faden einstechen und ausziehen wollte? Diesem unnützen und undankbaren Geschäfte aber liegen jene ob, welche ihr Leben lang lernen, um zu wissen, und nicht, um zu thun. Denn die Wissenschaft muß die Nadel

sein, welche vorausgeht, aber um den Faden der Liebe hinter sich hergehen zu lassen, um unser Herz und unsre Seele mit Gott, dem Urquell aller Wissenschaft, zusammenzunähen. Es ist also, wie gesagt, bei den Alten in der Wißbegier Mode gewesen, nur zu lernen, um Gott zu erkennen und Gott zu lieben.

Nun meinen aber heutzutage gar Viele, es zieme sich nicht für die Wissenschaft, eine Betschwester zu sein; es sei nicht mehr zeitgemäß, von Gott und göttlichen Dingen in der Wissenschaft zu reden; das habe sich überlebt und sei ein überwundener Standpunkt. Daher haben sie es auf eine neue Mode in der Wissenschaft abgesehen, und zwar sowohl in Bezug auf den Kopf, als in Bezug auf das Herz.

In Bezug auf den Kopf steht's mit der neuen Mode folgendermaßen: Der alte Görres sagt irgendwo, was es um die Gewohnheit vieler Leute ist, die nach Rom reisen, um nachher in einer Reisebeschreibung den Katholiken und ihrer Kirche eins anzuhängen. Alles guten Willens, den sie bereits auf den Schulbänken durch die moderne Erziehungsweise eingebüßt, gegen das Katholische bar, von Haus aus reichlich ausgerüstet mit unüberwindlichen Einbildungen von eigener Vortrefflichkeit, und mit steifen Vorurtheilen gegen den katholischen Süden, womit sie frühzeitig sich bewehrt, fassen die Wandersleute ihre kleinen Spazierstöckchen, wandern in Schaaren wie die Mäuse, durchtrappeln alle Gassen, durchkriechen alle Winkel, beschnuppern alle Gegenstände und sehen alle Dinge nicht wie sie sind, sondern wie sie nicht sind, aber von ihnen sich im voraus vorgestellt werden. So können sie die ganze Erde umreisen, und haben von der Erde nichts gesehen; überall sind sie an die Wirklichkeit angestoßen, aber wie die kriechende Schnecke haben sie die Fühlhörner immer in sich zurückgezogen, und sich schnell in ihre künstlich gewundene Schaale zurückbegeben, und so bringen sie ihr Haus, nachdem sie es von Land zu Land umhergeschleppt, mit all seiner Mobiliarschaft wieder heim, wie sie es mitgenommen." Keine Weise aber zu forschen und nach Wahrheit auszugehen, erregt weniger Kopfschmerzen, als solche, die dieser Liebhaberei gewisser Leute entspricht, Rom und das Katholische kennen zu lernen. Daher haben jetzt auch Viele von jenen, die der Wissenschaft sich verschrieben, an dieser bequemen Weise Geschmack gefunden und sie in die Wissenschaft herübergenommen, um Gott und Welt, Land und Leute und alle Dinge auszukundschaften. Nur in etwas nehmen sie es ernster. Nicht blos ohne guten Willen, sondern mit entschieden bösem Willen, mit lichtscheuer Leidenschaft im Herzen gehen sie aus in alle Welt, um die Wissenschaft heraus-

zubekommen; sie wandern durch die Sterne des Himmels, steigen in die Tiefen der Erde, wühlen auf dem Boden des Meeres, sammeln und sichten, zählen, messen und wägen, aber sie haben aus unbegreiflicher Angst, auf ihrer Wanderung einem persönlichen, allmächtigen und allweisen Gott zu begegnen, zum Voraus mit sich abgemacht, daß sie da, wo sie solch ein Unfall wirklich betrifft und ein Gott, der Alles erhält, Alles regiert, Alles überwacht, sich von ferne zeigt, auf der Stelle ihre Fühlhörner einziehen und in ihr Tagebuch es verzeichnen: Bis hierher und nicht weiter geht die Wissenschaft; was darüber hinaus, ist Köhlerglaube. Nun hat aber, — diesen Leuten zum Schrecken sei es gesagt, — Gott dieser neuen Mode schon von Ewigkeit her ein Vorsehen gehabt und hat, als er schaffend durch die Einöde des Nichts spazieren ging, überallhin seine Fußstapfen sichtbar eingedrückt und kennbar zurückgelassen, überall seinen Namenszug leserlich angeschrieben und es nicht blos allen Vögeln aufgetragen, seine Ehre von den Dächern und Thürmen, von den Aesten und Zweigen zu pfeifen und gewissen Leuten in's Ohr zu singen, sondern auch, wie Sankt Augustin meint, es allen Kreaturen zum Beruf gemacht, täglich es zu predigen: ideo sumus, quia facti sumus, deßhalb sind wir, weil wir erschaffen worden: von Niemand aber sind wir erschaffen worden, als von Gott. Denn wir sind wahr, wir sind schön, wir sind gut. Keiner aber schenkt diese Gaben her, der sie nicht, wie Gott, im Uebermaß besitzt. Est ergo vox dicentium ipsa evidentia, die Sprache der Geschöpfe also ist klar: „tu Domine fecisti ea, du, o Herr, hast sie erschaffen!“ — Ja, was für die Männer der modernen Wissenschaft noch schrecklicher ist, aus dem großen Antonius-Buch mit seinen drei Blättern, dem Himmel, der Erde und dem Meere, ist in jeder Zeile, ja fast in jedem Worte, d. h. jedem Geschöpfe ein merkwürdiger Buchstabe herauszulesen, und zwar aus der Pflanze, die in seiner Gestalt Blätter treibt, aus dem Baume, der in seiner Gestalt Aeste trägt, aus dem Vogel, der in seiner Gestalt durch die Lüfte fliegt, aus dem Fische, der in seiner Gestalt durch die Fluthen streicht, aus dem Pfluge, der in seiner Gestalt durch den Acker geht, aus dem Gestirne, das in seiner Gestalt am Himmel steht, aus dem menschlichen Angesicht, das in seiner Gestalt gebildet, aus dem ganzen Menschenkind, das in seiner Gestalt aufgebaut, ja dieser Buchstabe lebendig ist; — und dieser seltsame Buchstabe ist das geheimnißvolle Tau, womit alle Geschöpfe besiegelt sind, das **Kreuz**. Wenn daher gewisse Leute von der modernen Wissenschaft bei den Ausflügen ihres Geistes nicht in peinliche Verlegenheit gerathen, nicht bei jedem Tritt unserm Herrgott, ja sogar dem Kreuz be-

gegnen wollen, so sind sie genöthigt, die Dinge anzusehen, nicht wie sie sind, sondern wie sie nicht sind, den Schrei der Creaturen zu vernehmen, nicht wie er lautet, sondern wie er nicht lautet, und sich nebenbei zu bethören, um Gottes herrlichen Kosmos sei es gerade so bestellt, wie um Alexander Humboldt's Kosmos; wenn man hineinschreie: es ist kein Gott! — so gebe das Echo pflichtgetreu zurück: es ist kein Gott! — Dem aber ist ganz und gar nicht so; in Alexander Humboldt's Kosmos, da ist allerdings kein Gott; in Gottes Kosmos aber, im Weltall, da ist freilich ein Gott, und der ist immer zu Haus, nie in Urlaub, nie verreist. Es sind also, wie gesagt, die Leute genöthigt, um ihn nicht zu sehen, absichtlich an dem Auge ihres Geistes zu schielen, ja es geradewegs zuzupflastern. Wo Einer aber unabsichtlich von Gott nichts sieht, da ist jedenfalls sein Geistesauge krank, leidet am Staar, der sich aus bösen Säften im Herzen entwickelt und in's Auge geschlagen, oder die Seele ist mit einer eigenen Art von — Wasserscheu behaftet, die nämlich nicht das Wasser, sondern Gott flieht, Gott meidet. Denn Schiller sagt's:

„Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt."

Die neue Mode in der Wissenschaft also, insofern sie sich um den Kopf dreht, ist in Bezug auf Gott fast dasselbe, was die bekannte Hundekrankheit in Bezug auf's Wasser.

Ebenso schlimm, oder gar noch schlimmer als der Kopf, kommt das Herz bei der neuen Mode in der Wissenschaft weg. Es steht damit also. Wo man da angefangen, sich naseweis in die Erde hineinzuwühlen, ist man auf Gäste gestoßen, die jedenfalls mit Noe, wenn nicht gar schon mit Adam zu Mittag gegessen; ihr Aussehen ist derart, daß wenn sie am Leben wären, man vor manchen aus ihnen, vor dem Mammuth und Plässiosauros, Angst bekäme und durchliefe. Glücklicherweise ist ihnen aber das Leben ausgegangen, sie sind zu Stein geworden, doch so, daß sie ihre alte Façon anbehalten und noch ihr ursprüngliches Gestell und Gerüste repräsentiren, wie es da der alte Scheuchzer von einem am Bodensee ertappten geschwänzten Frosch, den er zufällig für einen bei der Sündfluth versoffenen Sünder hielt, bezeugt, wenn er ihn hinstellt als ein „Monument, welches um so mehr aufmerkungswürdig, weil es unstritt von der Sündfluth abstammt, gestalten es nicht nur einen Theil, sondern ein halbes Beingerüste vorzeiget ... in ordentlicher, eines erwachsenen Menschen Beingerüst ähnlicher Art und Ebenmaß, kurz ein recht seltenes Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechtes

der ersten Welt", auf das der Diaconus Miller den erbaulichen Knittelvers gemacht:

„Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder,
Erweiche Stein und Herz der neuen Bosheitskinder."

Daher hat man gar nichts mehr von ihnen zu fürchten, mögen sie auch noch so furchtbar dreinschauen. An solchen versteinerten Gästen aber aus Anno dazumal, vermeinen viele moderne Gelehrten, lasse sich am besten herausbringen, wie alt die Welt und wie falsch die Bibel sei. Daher haben sie sich mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit über diese versteinerten Zeitgenossen Methusalem's hergemacht, sie in antiquarischen Nationalmuseen einquartirt und an ihnen eine neue Wissenschaft, die Petrefakten- oder Versteinerungskunde abgezogen. In solchen Sammlungen von Petrefakten gibt es nun freilich noch große Lücken, und zwar deßhalb, weil man ein wichtiges Feld von Versteinerungen bisher gänzlich vernachläßigt. Daher glaube ich mir um die Petrefaktenkunde ein Verdienst zu erwerben, wenn ich die Aufmerksamkeit auf dieses ausgiebige Feld hinlenke.

Dieses Feld mit seinen Versteinerungen aber liegt einige Fuß über der Erde. Es ist nämlich durch unumstößliche Beweise festgestellt, daß da, wo bei andern Leuten ein warmes frohes Herz schlägt, bei jenen, die in moderner Wissenschaft machen, ein harter, kalter Stein liegt. Diese Gegend aber, wo mancher moderne Gelehrte einen Stein und nebenbei noch einen oder etliche Teufel bei sich führt, heißt gemeiniglich der Busen. Wem es also um Versteinerungen zu thun ist, mag dreist im Busen moderner Gelehrten nachsehen und ihre Herzen sammeln; man kann damit sicher eine interessante Abtheilung in einer Petrefakten-Sammlung anlegen und eine bedeutende Lücke ausfüllen. Bekanntlich aber glauben die Leute mit ihrem Petrefakt im Busen an nichts anders, als an die moderne Wissenschaft; ja, sie kennen nichts anders, lieben nichts anders, treiben nichts anders, verehren nichts anders, als die moderne Wissenschaft, und zwar, wie gesagt, weil diese sich unsern Herrgott vom Hals und den Menschen das Gewissen aus der Seele schafft. In ihr also ganz allein muß der Schaden stecken, der das Menschenherz in einen Petrefakt verwandelt, wie es denn auch die neuesten Untersuchungen zur Genüge herausgestellt, daß die moderne Wissenschaft eine versteinernde Kraft enthält, die vor Allem das Herz ergreift und in den Prozeß der Versteinerung treibt.

Die neue Mode in der Wissenschaft besteht also, um es kurz zu sagen, darin, daß sie in Bezug auf den Kopf — vor das Geistesauge ein Scheuleder hängt, und, wofern dieses sich nicht als aus-

reichend erweist, dem Geiste das Auge kurzweg aus-, oder, wenn man lieber will, einschlägt, damit es von einem Gott in der Welt auch nicht einmal die Spur mehr sieht; und daß sie im Bezug auf das Herz die Versteinerung einleitet und sobald als möglich zu Ende führt, damit es Gott auch nicht mehr liebt. Nun ist doch wahrlich für Geist und Herz nichts so widernatürlich, als solch eine Bescheerung, wie sie die neue Mode in der Wissenschaft für beide bringt. Denn der Geist sehnt sich nach Wahrheit und das Herz nach Liebe, beide sehnen sich nach Gott, wie der Hirsch nach grüner Weide und nach Wasserquellen. Wer aber auf die neueste Mode in der Wissenschaft hält und mit ihrer Hilfe — „spekulirt,

Ist (nicht ich sag's, sondern Mephistopheles im „Faust") wie ein
Thier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

Daher kann man es sicherlich dem „Schüler" nicht verdenken, daß ihm auf der „dürren Heide", wo die neue Mode, dieser „böse Geist" in der Wissenschaft, die Leute am Narrenseil herumführt und mit ihnen die Kreuz und Quer „irrlichtelirt", so unheimlich um's Herz geworden, wie er's dem Teufel so bedenksam klagt:

„In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken."

Und ich meine deßhalb, das Mindeste, was man der neuen Mode in der Wissenschaft anthun könne, sei, sie öffentlich auszupfeifen.

Von der neuen Mode in der Geschichte.

Wie da die Katholikenversammlung in Tirol voriges Jahr ist abgehalten worden, fand nebenbei auch eine Versammlung der Gesellenväter, die sich mit dem ehrsamen Handwerk zu schaffen machen, statt. Nun bin ich schon lange der Ansicht, solch eine Versammlung nütze Deutschland weit mehr, als alle Versammeleien des weiland Nationalvereins, der Turner-, Schieß- und Singvereine; denn es wäre leicht zu beweisen, daß bei diesen Versammlungen das Mittagessen und Trinken die Hauptsache war und ist. Bei der Versammlung der Gesellenväter tritt aber das Essen in den Hintergrund und die Hauptsache ist die geistige und leibliche Noth des

Handwerkerstandes und das Ausfindigmachen der Mittel, um dieser Noth abzuhelfen. Daher bin auch ich, obwohl mich die Sache nichts anging, zu der Versammlung der Gesellenväter gegangen. Da hat nun der von Berlin, (bei dem sich die Menschen bedanken dürfen, weil er es so gut mit ihnen meint), hinter dem Ofen hervor, wohin er sich gesetzt hatte, sein Gutachten abgegeben, und hat auf einmal mitten in seiner Rede gesagt: „muß ich denn aber immer plaudern! es kann ja auch ein Anderer plaudern!“ — und hat sich wieder hinter den Ofen gesetzt. Nun darf man aber ja nicht meinen, sein „Geplauder“ sei ohne Salz und Pfeffer gewesen, nein, er hat es ganz kräftig gemacht und hat z. B. gesagt: „Es gibt keinen Kredit mehr, warum? weil es kein Credo mehr gibt!“ Und wir haben ihm Recht gegeben. Er hat also sicherlich aus keinem andern Grund als aus Bescheidenheit, (wie sie allerdings sonst selten an den Leuten aus Berlin ist), vom Reden abgelassen, um andere Leute daran zu lassen. Da dürfte aber heutzutage keine Tugend empfehlenswerther und zeitgemäßer sein als Bescheidenheit im Reden. Daher will auch ich in diesem Artikel den Bescheidenen spielen und über die neue Mode in der Geschichte andere Leute plaudern lassen, die es besser können. Keiner aber kann's da besser, als der alte Görres. Er also soll vor Allen das Wort haben.

Der alte Görres aber sagt in seiner „Wallfahrt nach Trier“ von der Geschichte so: „Der Preis der praktischen Historie wird den Katholischen zuerkannt werden müssen, denn sie nehmen die Weltgeschichte, wie sie Gott mit ihren Vätern gemacht, und setzen das Werk mit seiner Hilfe nach besten Kräften fort; ohne das, was vergangen, aus engen, kleinen Augen, nach den engsten Begriffen zu mustern und zu meistern, und wo es thunlich, umzubessern. Alle die Strömungen in der Geschichte, wie sie von Alpenhöhen niederrauschen; alle die Felsmassen, von der Natur ihnen in den Weg gelegt, und an denen sie hinaufgestiegen, bis sie ihren Durchbruch erstritten; alle grünen Waldbäume, die sie, die Natur, ihnen dann als Friedensboten entgegengesendet; jeder Strauch und jedes Kraut und Gras und all blühendes Gewächs, das sie, vom Ausfall aus den Bergen bis zur fetten Marsch in der Tiefe, besäumt, es ist ihnen (den Katholiken) lieb und recht; sie meistern es nicht, schneiden es nicht und kürzen es nicht, sondern lassen es in seinem Naturtriebe gewähren.“ Das ist nun, um dem alten Görres in die Rede zu fallen, sicherlich allein die rechte Mode in der Geschichte, diese zu nehmen, wie sie ist und geschehen, nicht aber, wie sie nicht ist und nicht geschehen. Es ist die Geschichte,

meint Göthe in seinen „Sprüchen in Prosa", eine allgemeine Weltberathung, wozu wir als Assessoren, obgleich sine voto (ohne Stimme), berufen sind und uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referiren lassen." Die Historiker sind demnach Referenten über die Weltberathung in der Vergangenheit, Zeitungsschreiber aus der Vorzeit. Ein Referent darf doch aber beileibe nicht seine Fantasiegebilde und Wünsche als thatsächliche Beschlüsse und Entscheidungen einer Versammlung ausgeben. Es hat also der Historiker nicht das Recht, in der Geschichte Dichter zu sein, oder, wie es Göthe sagt: „Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Gegen sich selbst muß er genau prüfen, was wohl geschehen sein kann, und um des Lesers willen muß er festsetzen, was geschehen ist." Es wird also allerdings der Preis der Historie jenen zuerkannt werden müssen, die sich an diese Mode in der Geschichte gehalten.

Diese Mode in der Geschichte erschien aber auf einmal den Leuten, vorab in Deutschland, zu fromm; denn wollten sie die Geschichte nehmen, wie sie wirklich geschehen, so müßten sie von gar manchem ernsten Worte referiren, das eine geheimnißvolle Hand richtend an die Denksäulen der Vergangenheit, zur Warnung für die Gegenwart und Zukunft, angeschrieben, zum Exempel das Mane, Thekel, Phares, das Gezählt, Gewogen, Getheilt, das sich an jedem Fürsten und seinem Throne bestätigt, der auf irdische Gewalt pochend der göttlichen gespottet; auch müßten sie bezeugen, daß man keinen Schritt in die vergangenen Jahrhunderte hinaufgehen könne, ohne der Erfüllung jener Weissagung zu begegnen, die Gott seiner Kirche als Trost auf ihren langen Kreuzweg mitgegeben: „Dominus a dextris tuis, der Herr zu deiner Rechten — confregit in die iræ suæ reges, wird Könige zerschmettern am Tage seines Zornes; — judicabit in nationibus, er wird richten unter den Völkern; — implebit ruinas, er wird Niederlagen in Menge bereiten; — conquassabit capita in terra multorum, er wird zermalmen Vieler Häupter auf Erden." Dieses großartige Geleite aber, das der Herr seiner Kirche in der Geschichte gibt, dieses Zürnen, Richten und Strafen, das er in der Geschichte vollzieht, dieses langmüthige Nachsehen, dieses geduldige Zuwarten, dieses barmherzige Verzeihen, das er in der Geschichte wieder übt, treu seiner Gewohnheit, in der er sich nicht übereilt, noch verspätet: „Tacui semper, ich schwieg immer, silui, ich war stille, patiens fui, ich war geduldig, aber nun will ich reden: dissipabo et absorbebo simul, will zerstören und allzumal verschlingen;" langmüthig und geduldig, nicht aus Schwäche, sondern, um mit

Tertullian es zu sagen, quia fortis, weil er stark, quia æternus, weil er ewig, dieses ganze große Walten Gottes in der Geschichte — ist jetzt vielen Leuten — unhistorisch, da sie in einer Schule groß geworden, wo man einen waltenden Gott in der Geschichte nicht mehr gelten läßt.

Dann aber starrt den deutschen Geschichtschreibern aus der Geschichte wie aus einem großen Spiegel zumeist jener schreckliche Riß entgegen, der die deutsche Nation von der Einheit mit der Kirche und dadurch von der Einheit mit sich selbst in zwei Hälften gespalten, und blickt, das Bild dieser Kirche und das Bild dieser Nation, als steter Vorwurf die Getrennten bald strafend, bald lockend an. Ein so verhaßtes Bild aber vermag der ergrimmte Geist, der den bösen Zwist im deutschen Volk angeschürt und die Trennung bewirkt und nun selbst, um die Wunde, die der Zwist gerissen, unheilbar zu machen, um das Bürgerrecht in Deutschland eingekommen ist, nicht zu ertragen. Daher hat er es den Historikern, die sich angeschickt, den Riß und seine Ursachen anzuschauen, zugeflüstert, den Weltspiegel, der so verhaßte Bilder wiedergab, kurzweg zu zerschlagen.

Daher haben sie denn alle Freude an der alten Mode, die die Geschichte nahm, wie sie ist und Gott sie mit unsern Vätern gemacht, verloren und eine neue Mode eingeführt, nämlich die Geschichte nach eigenem Gutdünken zu fabriciren und zu construiren. „Es hat ihnen, fährt Görres fort, die Weise, wie Gott die Geschichte erbaut, ganz und gar nicht gefallen können; sie haben sie daher demolirt, und nach eigenem Gusto wieder aufgebaut. Auch die große, offene, freie Natur, wie sie gestaltet worden, um die Geschichte aufzunehmen, hat ihres Beifalles sich nicht des Vollen erfreut; sie haben sie daher gleichfalls umgeschnitzelt, die wilden Auswüchse amputirt, im Fehlenden nachgeholfen, und also zu einem Kunstgarten sie umgepflanzt. Damit dieser bewässert werde, haben sie die Traufen von ihren Dächern in einen Strom zusammengeleitet, und den wieder in einen Wasserspiegel ausgebreitet, in dem die Wasserlinsen mit ihren Polypen sich gütlich thun. Die Bäume haben sie geschickt zu grünen Wänden umgeschnitten und allerlei Gethiers daraus gedrechselt; die es am weitesten gebracht, haben selbst die Baumstämme weiß getüncht, und die Storchennester auf dem Dache mit sauber angestrichenen Gehäusen umgeben. Aus Scherben haben sie Berge sich zusammengelegt, und aus Pappe mit Spießglanz bestreut alte Grottenwerke sich gebaut, alles aber mit hohem Haage eingezäunet. Gehen sie nun ja einmal aus ihrem Gehöfte in den Wald hinaus, wo sich das Leben der Geschichte regt,

dann ärgert sie das Rauschen in den Wipfeln und der Sang der Vögel, die weder Tact halten noch Mensur. Das Rauschen der Wässer erschreckt, das Sprossen in den Halmen verwirrt sie, das Schilf scheint sie zu höhnen, und widerwärtige Worte ihnen zu pfeifen. Kommen sie einem wilden Felsen nahe, wie sie da draußen wachsen, den haben die ungeschlachten Riesen des Mittelalters ihnen in den Weg geschoben; hat die Natur irgendwo in der Steinhöhle den Ansatz zu einer Kirche mit Säulen und Gurtbogen und Gewölben und Altären hervorgerufen, dann schelten sie: wie man nun erleben müsse, daß auch die alte Heidin zur Betschwester geworden; das aber sei die Propaganda der Pfaffen, die hätten gewiß wieder mit Klugheit und List und Geld dies Stückchen angerichtet. Das Mittelalter ist ihnen ein rechter Dorn im Auge, denn da hat dem Aberglauben recht der Weizen geblüht; dort in der langen Nacht ist es selbst am hellen Mittag stockfinster gewesen; kein Stern hat geleuchtet, und Leute, wie sie, hat es damals gar nicht einmal gegeben. Sie statuiren überhaupt gar kein Mittelalter; wer Einem von ihnen sagen wollte, es sei aber doch eine Uebergangszeit gewesen, den würden sie im Zorn anfahren: „nicht einmal das, nur eine vermaledeite Pfaffenerfindung, die sie der Welt weißgemacht.“ Oder aber es ergeht ihnen, wie es dem Schlosser von Heidelberg in seiner Leichenrede auf Voß, den Grobian und Flegel, ergangen in der Schilderung des Mittelalters, die er also anhob: „Dunkle Nacht blinden Glaubens deckte die christliche Welt.“ Wie ein dunkler Tartarus, sagt dazu der alte Görres, liegen vor seinem scheu hinstarrenden Blicke jene Jahrhunderte in ihren Finsternissen; die Höllenflüsse umrauschen sie mit wilden Tönen; der dreigekrönte Cerberus bellt ihn mit furchtbarem Geheule an; innen sieht er, nicht zwar seine Väter und seiner Väter Väter, wohl aber tiefer hinein seine frühern Ahnen, bis auf die Tage des Bonifaz hinunter, Titanen gleich, jeder auf sein Rad geflochten, sich durch mancherlei Peinigung drehen, weil sie, während daß die Sündenvergebung an bloße Gebräuche, an leere Bußen, an Bezahlungen geknüpft sei, von einem weit entfernten Priester Nachlaß der Vergehen sich erkauft, und darüber die ernste Reue versäumt, die allein uns alle von der Sünde rettet. Tausendmal und nochmal tausendfältig ist den gelehrten Leuten gesagt worden, daß es nicht also sei, und nie also gewesen; daß wo es eingetreten, es nur durch den gröbsten, nie in menschlichen Dingen zu verhütenden Mißbrauch sich eingeschlichen: sie nehmen keine Notiz davon, wie sie sich die Sache denken, so muß sie sich verhalten, und dabei muß es sein Bewenden haben. Jedes echte und gesunde wahrhaft welthistorische Volk ist, daß wir so

reden, aus dem Samen gezogen, im Anbeginn in die junge Erde gelegt, hat dieser Same getrieben und gekeimt, und die ersten Schossen haben in der Gesammtheimath sich entfaltet; dann in ihre besondere verpflanzt, ist die Pflanze dort gediehen, nach ihrer Weise unter des Himmels Segen, und ein weithin schattender Baum ist daraus hervorgewachsen, der nun fest und sicher auf seinem Stamme steht, und mit den Wurzeln aus seiner Erde, wie aus der Mutter Brust seine Nahrung saugt. Die ganze Geschichte dieses Stammes, sie ist in den Jahresringen ausgesprochen; da ist noch am innersten Marke die erste zarte Sprosse sichtbar, die im fernsten Orient die Erstlingsblätter entfaltet; um sie legen sich in immer weitern Kreisen die spätern Lebensalter, jedes in einer Darstellung gesondert von dem andern, und alle doch auf's genaueste verwachsen miteinander, alle sich hilfreich im innern Haushalt unterstützend, alle von derselben Rinde schirmend eingeschlossen, und indem das Gesammtleben des Gewächses sich also in allen seinen Zeiten fühlt, und alle Stufenalter seiner Gegenwart stets gegenwärtig sind, wird es sicher seiner ganzen Fülle erst bewußt, und grünt gleich jenen heiligen Bäumen durch des Winters Kälte, wie durch des Sommers Dürre ununterbrochen im kräftigsten Lebensgefühle fort. So war es auch um die Deutschen beschaffen, die, wenn irgend ein Volk, bis zu seinem Ursprung sich hinunterfühlte und alle seine Zeiten in jenem Gesammtgefühle hegte, bis endlich im Verlaufe der Jahrhunderte auch jenes herangekommen, das alle früheren aufzufressen sich vermaß, um fortan gottgleich ohne Vergangenheit allein in steter Gegenwart auf sich selbst zu ruhen. . . Nicht genug, daß sie widersagt Allem, was die frühere Zeit erstrebt, gewollt und sich vorgesetzt, sie mußten sogar die Erinnerung desselben auslöschen im Gedächtniß, und wäre es möglich gewesen, alle Denkmale, die von ihrer Größe zeugen, wären zernichtet worden und ausgetilgt, damit keine Spur ihres Andenkens übrig bleibe. So hat sich allmählich bei den Deutschen, was bei keinem anderen Volke, selbst unter ähnlichen Verhältnissen, in solchem Grade eingetreten, nicht blos eine höhnende Verachtung, sondern ein bitterer Haß gegen ihre eigene Vergangenheit ausgebildet; der Väter Thun ist ihnen zum Abscheu geworden, das kräftige Jugendalter ihrer Nation, erscheint ihnen nur als eine Zeit wilder Lizenz, brutaler Selbstsucht und dunkeln Aberglaubens, und sie erstaunen nur über das Eine, wie es doch gekommen, daß so wohlgerathene, geistreiche Enkel aus so unedler, stumpfsinniger Race hervorgegangen. Durch solche Thorheit ist die alte Eiche schmählich verwüstet worden; die halbe Krone, von ihrem Stamme abgeworfen, hat, nachdem sie ohne Erfolg in der Mutter-

erde neue Wurzeln zu schlagen sich bemüht, endlich einem ganz fremdartigen Gewächs sich aufgepfropft, und aus so unnatürlicher Verkuppelung ist der krankhafte Zustand hervorgegangen, der zuletzt gänzliche Auflösung droht." Wie es da der alte Görres geschildert, so sieht's der moderne Nachtwandler im Wald der Geschichte. Das Alles aber ist ihm, wie gesagt, ein arger Dorn im Auge. „Darum eilt er aus der Waldeinsamkeit bald wieder seinem Gehöfte zu und schneidert sich dort eine Geschichte zum Hausgebrauche, die mit der eigenen Hauschronik, und mit dem ersten Jahr des neuen Heils beginnt, und von da an nach vorwärts bis zu ihm selber hingeht, und dann auch rückwärts bis auf Adam, der vom römischen Schlangentreter geweissagt hat, alle Vorgänge mit scharfer Kritik untersucht, und allen entdeckten Priesterränken den Garaus macht. Sonst ist mit dem Gesellen bös zu leben; wo er herrscht, ist's kaum auszuhalten; wo er dienen soll, lamentirt er fort und fort, und klagt beweglich: er werde unterdrückt, unbeschreiblich sei es, wie er tagtäglich mißhandelt werde und mit Füßen getreten. Alle die Andern, die auf den benachbarten Gehöften wohnen, fangen dann mit zu lamentiren an über des friedseligen Nachbars Unglück, und laufen zu ihrem Bundestag, daß er ein Aufsehen habe, dort werde ja ein unschuldiger Mensch erwürgt; bei dem lacht unterdessen der Schalk unter Thränen hervor, und gaudirt sich, daß er die Leute so leichtlich angeführt. Seinen Nachbar, den Historiker, der friedlich und behaglich Andere gern leben läßt, den hält er für einen guten Tropf, in allen den sieben Hauptkünsten und der wissenschaftlichen Zubehör, worin er excellirt, gänzlich unerfahren. Er fährt ihm daher bei jeder Gelegenheit über's Maul, ihm rathend, in allen Dingen des Stillschweigens seinerseits sich zu befleißen, und vom starken und vernünftigen Bruder, der überall nur sein Bestes wolle, sich rathen zu lassen; und viele dumme Gäuche haben sich auch den Rath gemerkt, und befolgen ihn bis zu dieser Stunde auf's treufleißigste. Das hat ihn nun vollends hochfahrend gemacht. Wenn er so an seinen Wässern auf- und niedergeht, und im Vorübergehen in ihren Spiegel sieht, dann bemerkt er immer mit Lust den lichten Kreis, mit dem die Aufklärung, die aus seinem Schädel hervor, den dicken Knochen durchscheint, sein Bild umzieht. Darum ist er, so zu sagen, stinkend geworden vor Hochmuth, und alles um ihn her hat den spezifischen Geruch angenommen; alle Worte sind damit parfümirt, und all sein Thun ist mit der Losung durchbeizt. Unbedenklich hält er sich für den gescheidtesten aller Menschenkinder; wenn aber nun neben den currenten dummen Streichen ihm ein Kapitaler entschlüpft, dann erstaunt er über den kecken Frevelmuth

der Andern, deren Lachmuskeln sich in Bewegung setzen: das eben sei ja das Siegel seiner vollsten Ueberlegenheit, daß er ohne alles Bedenken über alle Regeln des gesunden Menschenverstandes sich hinaussetzen möge! Die Nase hochtragend, geht er daher noch immer unverzagt und gibt den Nachbarn nimmer Ruh; allen Unrath, der bei ihm gewachsen, wirft er über den Zaun in seine Beete; denn der Wind, sagt er, hat ihm den Samen herübergeweht, oder der Andere hat ihn gar hineingetragen; bei ihm ist Alles so sauber und rein, daß er versichert, er könne von der Erde seine Suppe essen, die geringste Gelegenheit bricht er vom Zaune, einen guten Krakehl anzurichten; lobt aber dabei immer seine Milde und Verträglichkeit. Während er wie der Kukuk seine Eier in die Nester anderer Vögel legt, und nachdem diese sie ausgebrütet, zum Danke ihre eigenen Jungen aus dem Neste wirft, und dazu mit einer eigenen Grube auf dem Rücken ausgerüstet ist, rühmt er immer seine überfließende Menschenliebe, die ihn nur zu Schaden bringe. Hypochondrisch und milzkrank ist er dabei, argwöhnisch über alle Maßen; darum legt er immer das Ohr an die Erde, um die unterirdischen Scharrer und Pocher zu belauschen. Um ihn her ist daher des Zankens und Keifens nie ein Ende, und schließlich verlangt er noch, daß die, denen er keine Ruhe gönnt, ihn um Verzeihung bitten, daß er sie incommodirt; es ist begreiflich, daß die Geplackten nie ein Herz zu seiner Untreue und Falschheit gewinnen."

Solche Leute nun, wie sie uns da Görres geschildert, sind nicht dazu angethan, im Wald der Geschichte mit ihrer Streitart zimpferlich oder auch nur ehrlich umzugehen; sie machen sich vielmehr Fabrikate eigenster Art und hauen sich und zimmern sich die Hölzer, wie sie dieselben brauchen. Es besteht also die neue Mode in der Geschichte, mit den Worten des alten Görres gesagt, in dem Handwerk, historische Fakta, die den Geschichtsmachern nicht gefallen, so und so zu drehen, um- und abermals umzuwenden, anzunagen, zu verkürzen und zu verlängern, wieder zu synkopiren, zu gliedern und zu strecken, und je nach Bedürfniß so und so zu interpretiren, anzuschroten und zu pulverisiren, bis dann zuletzt unter den Schrecken solch peinvoller Tortur gerade das Gegentheil von dem sich herausgestellt, was historische Wahrheit ist.

In einem Stücke nur pflegt sich die neue Mode an die wahre Geschichte zu halten, in der Skandalsucht. In keinem Stücke aber könnte man der neuen Mode ihre gewissenhafte Genauigkeit so leicht und ohne Nachtheil für die Geschichte und die Menschheit erlassen, als in der Sucht, alte Skandale aufzuspüren. Denn es gibt täglich so viele neue zu verzeichnen, daß sich die neue Mode in der Geschichte

damit vollständig genügen lassen könnte. Daher ist es auch sicherlich noch ein anderer Zweck, als blos Geschichte, der die Leute treibt, in den vieltausendjährigen Wald der Geschichte hinauszugehen und Skandale zu suchen. Diesen Zweck und dieses Stück der neuen Mode in der Geschichte aber habe ich schon vor Jahren in einer reizenden Epistel meinem Freunde in Frankreich drüben auseinandergesetzt. Daher wird es, um diese Seite der neuen Geschichtsmode besser kennen zu lernen, gut sein, wenn ich die Epistel in Abschrift hierherstelle. Sie lautet also:

„Seinem Freunde im Rothhosenland
bietet Gruß und Handschlag der Freund."

Du hast schon manchmal vom alten Görres gehört. Der sagt von einem Buch aus der Schweiz, das einen längst verfaulten Skandal wieder ausgegraben, irgendwo folgendes Wort: „Das Jahrgedächtniß dieses Spektakels feiert die vorliegende Schrift nach der eigenthümlichen Liebhaberei dieser Zeit, die, nicht zufrieden mit den Aergernissen, die sie täglich selber gibt, wo sie noch irgend eines in Winkeln schlafend weiß, mit Staub bedeckt, mit Gras bewachsen, nicht ruht, bis sie es ausgescharrt, und alte in der Grabesruhe längst schlummernde Leidenschaften wieder aufweckt, um ihnen ein günstiges Zeugniß für die eigenen abzufragen." Unsere Zeit aber ersieht in all ihren Liebhabereien preiswürdige Tugenden und leidet dabei an der fixen Idee, diese in heroischem Grade auszuüben, damit sie den Prozeß gewinne, wenn es sich einmal darum handelt, sie heilig zu sprechen. Daher ist es kein Wunder, daß sie es mit jener Liebhaberei, die alten Skandale wieder auszugraben, zur Meisterschaft zu bringen strebt. Kein Feld aber erscheint der Neuzeit so geeignet, diese ihre eigenthümliche Tugend zu bewähren, als die katholische Kirche, weil sie, diese Zeit, von der Ueberzeugung durchdrungen ist, man verdiene sich einen Gotteslohn, gegen diese Kirche ungerecht zu sein, habe aber keine Pflicht, an ihr Liebe und Schonung zu üben. Deßhalb legt sie denn auch einen bewundernswerthen Eifer an den Tag, die heroischen Akte ihrer Tugend an der katholischen Kirche zur Entfaltung zu bringen, mit hartnäckiger Zähigkeit in dem Garten dieser Kirche alte Aergernisse auszugraben und mitunter auch die eigenen hineinzutragen und sie dann den Wächtern dieses Anwesens, vom Obersten auf dem alten Wartethurm am Tiberstrande, bis herab zum letzten, dem das kleinste Blumenbeet des Gartens zur Pflege anvertraut ist, kurzweg in die Schuhe zu schieben, als hätten sie nicht blos ihre eigenen, sondern auch die fremden Sünden, die Sünden andrer Leute, begangen und vor Gott zu verantworten.

Da pflegt aber allen Zuständen und Dingen in der moralischen Welt immer auch ein Sinnbild in der Natur zu entsprechen, wodurch man jene des Besseren erkennt; denn

„Zufällig nicht ist die Gestalt der Dinge,
Das Eine will das Andere bedeuten."

Daher habe ich mich umgeschaut im weiten Reiche der Natur nach solch einem Bilde, woran diese Liebhaberei der Zeit Allen anschaulich gemacht werden kann, und war so glücklich, eines zu entdecken, das manchen Andern Ehre machen würde. Unter Freunden aber soll nach alter Satzung communio bonorum, Gemeinschaft der Güter herrschen. Darum will ich, dir stets ein guter Freund, das gefundene Bild dir zu Nutz und Frommen mittheilen — offen und frei, wie ich es gefunden.

Wenn nämlich Einen, der des Weges dahingeht, das ankommt, was man vulgo „seine Noth" oder „Nothdurft" nennt, so setzt er sich ganz einfach neben den Weg und verrichtet daselbst, was Alban Stolz laut Erzählung im „Spanischen" Seite 41 von solchem Begegniß in deutsch-philosophischer Weise also beschreibt: „Er emancipirt die nicht assimilirbaren Substanzen aus dem organischen Verband somatischen Selbstlebens und emanirt sie in den universalen Schooß und das Allleben tellurisch-atmosphärischer Zuständlichkeit", oder kurzweg gesagt, er kakt. Da gibt es nun aber alsbald ein Summen und Brummen um den acervus rerum allum und es stellen sich Bewunderer der Begebenheit ein in großer Menge, Touristen mit bewährtem Scharfsinn und wohlbeschaffener Spürnase, die man zu deutsch „Mistkäfer" nennt, und beschauen, umschwärmen, durchwühlen, untersuchen, überlaufen, unterhöhlen, verkosten mit unbeschreiblicher Lust das Ereigniß am Wege, um sich über den Stand der Sache sammt Zubehör genügende Aufklärung zu verschaffen. Haben sie dann Alles versucht und verkostet, ob es riecht und stinkt, dann fangen sie wieder an, zu summen und zu brummen und weit und breit das Wesen der Sache und den Thatbestand, wie sie ihn befunden, auszutragen. Also pflegt es in natura zu geschehen. —

Nun weiß ich aber, mein chère ami, daß du von etwas langsamer Fassungsgabe bist und nicht gleich den Gedanken, der hinter dem Gedankenstrich steckt, zu finden vermagst. Daher könnte es gar geschehen, daß dir in vorgemeldetem casu concreto das eigentliche punctum comparationis entginge. Das aber ist es gerade, was ich nicht will; vielmehr ist es mein freundschaftlichster Wunsch, daß du das Sinnbild in all seinen Zügen erfassest. Ich denke also, du

wirst es mir Dank wissen, wenn ich dir hilfreich an die Hand gehe und das Bild dir deuten helfe. Es verhält sich aber so damit: Die katholische Kirche ist, so lange sie auf Erden weilt, auf einer großen Wanderschaft, gut legitimirt und mit einem Reisepaß, gegen den keine Polizei mit Recht etwas einwenden kann. Sie geht des Wegs dahin, mit Kindern so reichlich gesegnet, daß schon der alte Harfenspieler David dem König, zu dessen Rechte die Kirche als Königin steht in vestitu deaurato, in vergoldetem Gewande, circumdata varietate geziert mit buntem Schmucke, gratulirt und sagt: Uxor tua sicut vitis abundans, deine Gemahlin ist wie ein fruchtbarer Weinstock, in lateribus domus tuae, an den Wänden deines Hauses; filii tui sicut novellae olivarum, deine Kinder wie junge Oelbaumpflanzen, in circuitu mensae tuae rings um deinen Tisch herum. Ecce sic benedicetur homo, siehe, also wird der Mann gesegnet, qui timet Dominum, der den Herrn fürchtet." Nun ist es doch ganz natürlich, daß solch ein großer Pilgerzug durch die lange Wüste dieses Lebens seine Nöthen und Mühseligkeiten hat und der Mutter selbst Sorge und Mühe, ja manchmal Schande verursacht. Man sollte es also gar nicht auffallend finden, daß hie und da auf dieser langen, tausendjährigen Wanderei das eine oder andere Kind der katholischen Kirche moralisch unpäßlich, vielleicht gar krank wird und sich etwas ungeziemend an den Weg hinsetzt; man sollte es der Mutter überlassen, das Kind wegen der Ungebühr zu belehren, nöthigens zu bestrafen, und im Uebrigen um die Sachen am Weg sich so wenig als möglich kümmern; man sollte aber jedenfalls, ehe man sich um fremden Dreck kümmern möge, zusehen, was die eigenen Kinder treiben, die Seitenwege gehen. Aber nicht so, wie es doch billig wäre, macht es die Liebhaberei unserer Zeit; ist da der katholischen Kirche mit einem Kinde etwas Menschliches begegnet, da kommen alsbald die Literaten, Zeitungsschreiber und Correspondenten, Professoren und Chemiker, Doctoren und Anatomiker aus aller Welt wie Mistkäfer herbeigerannt, gaffen und staunen in merklicher Schadenfreude das Begegniß an, untersuchen es, durchwühlen es, zersetzen es, sondern es, prüfen es, sammeln die Essenz des ganzen moralischen acervus in ein Glas und bieten es auf allen Jahrmärkten feil, um es so theuer als möglich zu verwerthen. So durchstreichen sie täglich summend und brummend die katholischen Gaue und spüren, wie Jagdhunde in's Weite, ob sie nicht den Geruch eines neuen vomitus am Wege entdecken, raffen ihn dann zusammen und zerstreuen ihn in alle Welt, den Skandal, den die katholische Kirche — die Mutter wird für jeden Fehltritt der Kinder verantwortlich gemacht — angerichtet. Ich dächte also,

du hast jetzt die Bedeutung des Bildes verstanden und ich kann getrost schließen mit einem herzlichen Lebewohl!"

Nun ist doch wahrlich, um das Ganze zum Endurtheil zu bringen, nichts so boshaft drollig als diese neue Mode in der Geschichte. Es ist diese Mode eine eigenthümliche Spitzbüberei, die darauf hinausläuft, den Leuten weiß zu machen, daß ihre Väter, Großväter, Urgroßväter, Ahnen und Urahnen lauter Spitzbuben gewesen, verbunden mit einem gänzlichen Mangel an Schamgefühl, der bekannten Tugendhaftigkeit Cham's, die Schande der Mutter und Geschwister aufzudecken, sie andern zu erzählen und sich darüber lustig zu machen. Ich überlasse es also jedem, zu beurtheilen, ob diese Mode in der Geschichte es verdient oder nicht verdient, ausgepfiffen zu werden.

Von der neuen Mode in der Vaterlandsliebe.

Kurios ist, was ich einmal von einer Schildkröte gehört. Das Thier hat man, weil es ohne Paß und gehörigen Ausweis im Meere herumgestrichen ist, bei der Dreifaltigkeitsinsel gefangen genommen, auf ein Schiff gebracht und in die Verbannung nach Irland geschleppt. Da ist aber auf der Reise das Thier krank geworden und schaute so trübselig drein, daß man meinte, es wolle sterben. Man hat ihm alle Pflege angethan, aber man bemerkte an ihm keine Besserung. Am Ende kam Einer auf den Gedanken, das arme Thier werde wohl das Heimweh haben, und machte den Vorschlag, es ihm freizustellen, ob es in seine Heimath zurück, oder mit nach Irland wolle. Nun hat es Jedermann mit der kranken Schildkröte wohlgemeint. Daher ist man auf den Vorschlag eingegangen, hat ihr, um sie kennbar zu machen, ein Kreuz auf den Schild gezeichnet und ihr die Freiheit geschenkt. Was hat aber die Schildkröte gethan? sie hat durch den Ocean die Heimreise angetreten und hat glücklich ihr Vaterland wieder gefunden. Denn nach Ablauf eines Jahres hat man die Schildkröte bei der Dreifaltigkeitsinsel wieder gefangen und sie an dem Kreuz auf ihrem Schilde erkannt; sie befand sich gesund und wohl. Es hat also jener ganz recht gehabt, der da gemeint, die kranke Schildkröte leide am Heimweh. Denn der Drang, der ein krankes Thier aus weiter Ferne heimwärts treibt, ist nichts anders als Heimweh. Noch reicher aber als bei dem Thiere ist der Haushalt bei dem Menschen bestellt. Unser Herrgott hat den Menschen anfangs so gern gehabt, daß ihn Job, der Dulder, mit einem ganz verzeihlichen Vorwitz fragt:

„Warum hängst du dein Herz an ihn?“ Die Gottesgunst macht's aber nicht wie die Menschengunst: sie hat nicht blos schöne Worte, sondern auch schöne Thaten. Deßhalb hat es bei der Gottesgunst für den Menschen eine überaus noble Aussteuer abgesetzt, wobei es gar nicht knickerig und knauserig hergegangen ist. Kein Wunder also, daß das Heimweh auch das Menschenherz so gewaltig treibt und drängt und zieht und ihm manchmal heiße Thränen erpreßt. Welches ist denn aber sein Vaterland, das der Mensch so tief im Herzen trägt? Ist es denn die kalte Erdscholle, von der eine deutsche, russische oder französische Regierung eine Grundsteuer erhebt? Da fraget einmal an bei Sankt Paulo, was der vom Vaterland des Menschen sagt. Er meint im Hebräerbrief geradezu: „wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen eine zukünftige auf.“ Wo wir aber kein Recht und keine Erlaubniß haben, immer zu bleiben, wo es uns fortzieht und, wenn wir nicht wollen, am Ende forttransportirt, da kann unser wahres Vaterland nicht sein, mag nun der Fleck, wo wir stehen, deutsch, oder französisch, oder polnisch heißen. Daher behält noch immer die alte Ansicht Recht, die da meint, der Fleck, wo der Mensch in die Welt kommt, schreit und strampelt, ißt und trinkt, lebt und stirbt, sei weiter nichts, als eine Herberge, über deren Eingang des Propheten Mahnung angeschrieben ist: „Stehet auf und gehet, denn hier ist keine Ruhe für euch!“ — ein trauriges, schwerbedrängtes Irrland; sein wahres Vaterland aber sei für den Deutschen nicht Deutschland, für den Franzosen nicht Frankreich, für den Polen nicht Polen, für den Steirer nicht Steiermark, sondern für Alle sei es ein und dasselbe Land, — das hl. Dreifaltigkeitsland; dieses schöne Land sei ihr Heimathland, sei aller Menschen Vaterland. Nun hat doch aber der Patriotism nur dann einen annehmbaren Sinn, wenn er dem wahrhaftigen Vaterland und nicht einem falschen gilt. Daher war's bisher Mode im Patriotism gewesen, im hl. Dreifaltigkeitsland allein das Vaterland zu sehen und zu lieben, wie ein solcher Patriotism schon den König David angekommen ist, wenn er seinem Neid auf die Taube Luft macht, weil diese Flügel besitze, und er nicht: „wer wird mir Flügel geben wie der Taube? — und ich werde fliegen und werde ruhen!“ — oder wenn er gar klagt: „Weh mir, daß meine Pilgerfahrt so lange dauert! . . . Lange ist meine Seele ein Fremdling gewesen“. — Ja, es war sogar Mode im alten Patriotism, in jedem Fleck Erde ein Stück vom Aegyptenland zu sehen, auf dem die Leute zu stehen glaubten, wie weiland die alten Juden beim Osterlamm am Tage ihres Auszuges, in den Händen den Wanderstab haltend, die Lenden umgürtet, die Schuhe

an den Füßen, reisefertig, wie ein solcher Patriotism den alten Dante beschlichen hatte, wenn er ein Trüpplein armer Seelen bei ihrer Abfahrt in's Fegfeuer den Psalm singen läßt: „In exitu Israel de Aegypto, als Israel aus Aegypten zog, Jakobs Geschlecht aus fremdem Volke . . .“ — Und wenn nicht das Aegyptenland, so war es Mode, in der irdischen Heimat das alte Babylon zu erschauen, an dessen Strömen die Christen, gleich den gefangenen Israeliten, saßen und weinten, wenn sie Sion's, des himmlischen Vaterlandes gedachten, ihre Harfen weglegend und an Trauerweiden hängend, unmuthig zum Singen im fremden Lande, wie eine solche Vaterlandsliebe die heilige Theres aus Spanien ergriffen hatte, wenn sie in der Sterbestunde anhob: „So ist sie endlich gekommen die Stunde, nach der ich mich so lange gesehnt. . . . Es ist Zeit, o Gott, daß ich aus diesem Leben scheide und heimgehe!“ — Und es war Mode, diesen himmlischen Patriotism auf alle Weise, bei Alt und Jung, zu kultiviren.

Nun ist aber schon seit einigen Jahren der Fortschritt über das heilige Dreifaltigkeitsland hinweggeschritten und zur Tagesordnung übergegangen, dieses sein Thun also motivirend: „Was Moses, vom Berg Nebo aus in Palästina hineinschauend, für ein gelobtes Land ansah, war eine täuschende Luftspiegelung gewesen. Dieses Land war kein gelobtes Land, sondern „ein Land, das seine Einwohner frißt“, wie es die Kundschafter bis auf zwei bezeugt. Mit dem gelobten Lande des Himmels aber steht es noch um ein Gutes trugvoller, als ehedem mit dem Land, das sich die Juden von Milch und Honig fließend geträumt. Denn bis jetzt ist noch nicht einmal so viel gewonnen, daß man hineinsehen und klar erschauen könnte, wie es drinnen hergeht; wer hineinblicken will, vermag dies nicht mit dem bloßen Auge seiner Vernunft, sondern er bedarf als Brille oder Fernrohr des Glaubens; der aber, an sich dunkel und trüb, gewähre weder klare Aussicht noch Einsicht. Und was die Kundschafter anbelangt, die man hineingesandt, so ist bis jetzt noch keiner zurückgekommen, ein Zeichen, daß es ein Land voll Ungeheuer ist, das seine Einwohner frißt. Um das himmlische Vaterland ist es also ein reizendes Eldorado, aber erträumt, ohne Wahrheit, ohne Wirklichkeit. Daher hat man die alte Mode im Patriotism auf den Kopf gestellt und so eine neue aus ihr gemacht: Da gibts jetzt kein anderes wahres Vaterland mehr für die Menschen und ihre Seelen als die Erde. Bekanntlich aber wurde die Erde, als sie Zeus den Menschen zum Geschenk gemacht und zu brüderlicher Theilung übergeben, in viele Stücke zerlegt, um die sich die Brüder wetterlich geschlagen. Kein Wunder also, daß jetzt das

eine große Vaterland der neuen Mode in viele kleine Vaterländer sich zerstückelt hat, deren jedes mit Zaun und Lattenwerk, mit Schilderhäuschen und Schlagebäumen, mit Zollbeamten und Grenzaufsehern, mit „gloire“ und Fremdenhaß umhegt und abgeschlossen ist.

Die neue Mode im Patriotism aber will es natürlich der alten in der Liebe zum Vaterlande zuvorthun, jedenfalls nicht hinter ihr zurückstehen. Daher ist sie in einen religiösen Cult ausgeartet, eine Art Religion geworden, der viele, selbst wohlgesinnte, Männer „Gut und Blut“ zum Opfer bringen: der irdische Patriotism wird derart geübt und gepflegt, daß der himmlische darüber die Auszehr bekommt und verhungert; die Leute sind derart von Vaterlandsliebe beseelt, daß sie zuerst Franzosen, Deutsche, Polen, Ungarn, und dann erst hintenher Katholiken, hintenher Christen, oder auch hintenher nichts mehr sind. Dieser Aberglaube also, der an der Erde mit derselben Liebe und Andacht klebt, mit welcher der christliche Glaube den Himmel verehrt, ist die neue Mode in der Vaterlandsliebe.

Es ist aber nichts so widerlich und lächerlich, als diese neue Mode, denn beim Lichte besehen ist sie nichts anders als jenes Stück altes Heidenthum, das weiland in jedem Menschen andrer Sprache einen Barbar erkannt und verfolgt, sich ängstlich von andern Völkern abgesperrt, sich für die erste, beste, gescheidtste Nation ausgegeben und Haß und Abneigung gegen Alles, auch das Gute bewiesen, das von andern Völkern hergekommen; ja, dieser ekelhafte Nationalitätenschwindel, der in dem Maße wächst, als das Christenthum abnimmt, ist heutzutage Vaterlandsliebe. Dieses alte Stück Heidenthum aber, das jetzt wieder als Tugend aufgewärmt wird, ist schnurstracks dem Geiste der katholischen Kirche entgegengesetzt. Denn dieser Geist geht darauf los, die Leute an erster Stelle zu christlichen Kosmopoliten zu machen, die in den mancherlei Sprachen, welche vielleicht am meisten daran schuld sind, daß die Völker sich fremd geworden, und jetzt nur darüber nachsinnen, sich so pfiffig als möglich umzubringen, — keine Bescheerung der Mutter Natur, sondern eine von Gott verhängte Strafe sehen für den Hochmuth der Kinder Noe's, die Gott zum Trotze in Babylon drüben einen Thurm bis in den Himmel bauen wollten, wie es ja deutlich in dem Tagebuch geschrieben steht, das unser Herrgott über die Menschenhändel auf der Erde hat führen lassen, nämlich: „Siehe, es ist Ein Volk und Eine Sprache unter allen; daher kommet, lasset uns ... ihre Sprache verwirren!“ Dieser Geist geht darauf los, durch die Eine wahre christkatholische Religion aus allen Völkern wieder Ein Volk zu machen, ohne jedoch dem einzelnen

sein Steckenpferd zu verkümmern, so daß der edle Fenelon Recht behält, wenn er ausruft: „O église Romaine, o Kirche von Rom, ô cité sainte, o heilige Stadt, o theures und gemeinsames Vaterland aller Christen! Es gibt in Jesus Christus nicht Grieche, nicht Scythe, nicht Barbar; — nicht Deutscher, nicht Pole, nicht Franzos, nicht Welscher, nicht Preuße, nicht Ungar! — tous ont un seul peuple, alle sind Ein Volk in deinem Schooße, alle sind Mitbürger, jeder Katholik ist aus Rom." Oder sind wir nicht alle, die auf Gottes Erde sich einander den Platz enge machen, in der Wurzel Blutsverwandte, Kinder derselben Eltern, ursprünglich eine und dieselbe Nation, mit einer und derselben Religion? Daher muß es Einem immer seltsam vorkommen, wenn man's da liest, wie auch „Schwarzröcke" so wüthig in Slaventhum, Italienerthum, Franzosenthum und Preußenthum machen und einen besondern Drang in sich spüren, dem Nationalitätenschwindel Gevatter zu stehen und durch Wort und That für Scheidung der großen Völkerfamilie, in's Zeug zu gehen.

Am allerwiderlichsten ist aber diese neue Mode im deutschen Patriotism. Die nämlich schreit gleich über Verrath am deutschen Vaterland, am deutschen Volk, an deutscher Geschichte, deutscher Freiheit, deutschem Leben, wenn Einer aus diesem Volke z. B. Respekt hat vor dem Ereigniß, das sich am 5. Dezember 1867 zu Paris zugetragen, nämlich vor dem Glaubensbekenntniß der Kammern, daß die Franzosen noch katholisch seien, und dem heilsamen Entschlusse, dem Hauptnarr des modernen Patriotism's die Possen aus dem Kopf zu klopfen, dem ganzen Italienerthum ein tüchtiges Pflaster aufzulegen und seiner Sucht nach Rom ein Scheuleder vor's Aug und einen Knebel in's Maul zu machen. In der bayerischen Kammer hat's, glaub ich, Einer gesagt, da, wo ihm und Kameraden ein Herz voll deutscher Vaterlandsliebe — zum Besten Preußens und Bismarks schlage, hätten andere Leute in Deutschland — nichts. Vom Nichts ist aber gewiß nicht mehr weit zum Verrath des deutschen Vaterlandes! Daher wäre es sicherlich angezeigt gewesen, den Antrag zu stellen, diesem Verbrechen zuvorzukommen und den bösen Leuten einfach „die Schädel einzuschlagen." Nun kommt mir aber nichts bedauernswerther vor, als schreien zu müssen, ohne zu wissen, warum? Daher ist es ein Werk der Barmherzigkeit, die Leute von der neuen Mode im deutschen Patriotismus darüber aufzuklären, warum gewisse Leute da nichts haben, wo ihren Vettern ein Herz voll Bismarkerei schlage.

In der bayerischen Kammer hat's vor Jahren der Deutschen Einer — Lassaulx ist's gewesen — gerade herausgesagt: „Wenn

ich nochmals in die Welt zu kommen hätte, möchte ich nicht mehr als Deutscher hereinkommen!" Das war aber ein schreckliches Attentat auf den deutschen Patriotism. Denn wenn es Jeder so hartherzig mit ihm meinte, wäre es bald mit ihm gar. Daher hat's der Lassaulx sagen müssen, warum er nicht mehr als Deutscher zu kommen gedächte. Er aber hat, wenn ich nicht irre, gesagt, weil man sich jetzt schämen muß, ein Deutscher zu sein. Und da hat er recht gehabt. Oder meint man, die alten Deutschen seien Leute gewesen, wie es die neuen sind? Das wäre weit vom Richtigen ab in's Falsche hinein gemeint. Die alten Deutschen haben zum Exempel arg viel auf Religion und Gebet gegen unsern Herrgott, und auf Treue und Recht gegen ihren Nebenmensch gehalten. Diese Dinge sind aber bei den neuen Deutschen nicht bloß außer Brauch, sondern sogar in Mißkredit gekommen. Das Beten haben sie vielfach verlernt und gehen alle Tage darauf aus, das Christenthum in Deutschland um's Leben und Dasein zu bringen und die Religion durch ihre „Gesetzer" schon in den Kindern in der Schule zu ersticken. Und wie es mit dem Recht bei den neuen steht, hat der Göthe längst in Spottverse gesetzt:

„Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: will nur was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering."

Oder ist etwa das Recht eine Heimtücke, womit der gewissenlose den gewissenhaften Theil eines Volkes schädigt und schindet? Solche Heimtücke ist aber derweil Mode in Deutschland, und macht sich die eine Halbscheid der Deutschen täglich den Spaß, die andere Halbscheid zu verleumden, zu kränken, zu hassen, zu verfolgen und zu schimpfen, zu übervortheilen und zu hintergehen, und Alles was ihr theuer und heilig ist, mit Füßen zu malträtiren; ja, die eine treibts so weit, daß sie alle Schuld und Schande, die sie selbst begeht, als etwas Selbstverständliches der andern in die Schuhe schiebt und sie dann natürlich dafür schilt und straft und an den Pranger stellt. Kein Wunder also, daß Unsereinem, der der mißhandelten Halbscheid zugehört, das deutsche Vaterland sammt seiner Heimtücke und brutalen Schinderei nach und nach wohlfeil wird; wenn die alten Deutschen sich den Jux machten, einmal aus den Gräbern aufzustehen, in Deutschland einen Umgang und eine Umschau abzuhalten, glaubet Ihr, sie hätten Respekt vor Euch? o nein, sie würden Euch tüchtig Ohrfeigen geben und sich Eurer in den Erdgrundsboden wieder hineinschämen. Mit dem Auspfeifen dieser

neuen Mode ist es aber nicht gethan; diese Züchtigung ist schon recht; aber sie reicht nicht aus. Was also jetzt? Ich will an den Schluß dieses Kapitels einen Rath stellen, den ich dem heiligen Franz von Sales abgelauscht. Der hat, als sein Herz auf einmal zu lieben begann, an ihm einen frommen Betrug begangen, hat seinem Herzen den vergänglichen Gegenstand weggenommen und einen unvergänglichen, unsern lieben Herrgott, unterschoben. Der neuen Mode im Patriotism hilft aber nichts so wirksam ab, als solch eine fromme Pfiffigkeit, welche nach der Weise des hl. Franz v. Sales der Vaterlandsliebe das falsche Vaterland wegholt und das wahre unterlegt. Ich rathe also, die neue Mode zuerst recht tüchtig auszupfeifen, dann aber dem Patriotismus das Stück Erde, für das er schwärmt, wegzunehmen und ihm dafür das heilige Dreifaltigkeitsland, den Himmel, zu unterschieben; denn nur auf Heimathschein wohnen wir auf dieser Welt!

Von der neuen Mode im Regiment.

Hat da der Joseph der Zweite, Kaiser von Oestreich, der auch stark in Religion machte, einmal einen Kapuziner gefragt, was er von seinem kaiserlichen Regiment halte. Der Kapuziner war aber gewohnt, nicht den Menschen, sondern der Wahrheit zu Gehör zu reden, und Spaß hat er gar keinen verstanden, wo es sich um Religion gehandelt. Daher hat er die Achsel gezuckt und dem Kaiser gesagt, sein Regiment komme ihm vor wie eine Todtenmesse. Bei der Todtenmesse geht es aber bekanntlich schwarz und bitterernst her und hintenher folgt gewöhnlich das De profundis. Deßhalb hat der zweite Joseph von Oestreich zu der seltsamen Antwort des Kapuziners verwunderlich dreingeschaut, ist alleweil neugierig geworden, wie sein Regiment mit der Todtenmesse zusammenhänge, und hat am Ende an den Kapuzinerpater das Begehr gestellt: „Räsonir er, wie er's mit der Todtenmesse versteht!“ Er aber war nicht gewohnt, hinter dem Berg zu halten, weil dabei nichts herauskommt, und hat dahin räsonirt: „In einer Todtenmess', da ist kein Gloria, und ist kein Credo, aber ein langes Offertorium und am End halt auch kein Segen“.

Nun sind aber die heutigen „Regimenter“ in der Welt wenn nicht viel schlechter, doch jedenfalls nicht viel besser, als selbiges, das der Kaiser Joseph verführte. Denn die Kerker, Justizpaläste, gewisse andere Häuser und dergleichen bilden so einen Lug-ins-Land, von wo aus man nach Belieben — Einsicht nehmen kann, wie es

um das Spitzbubenwesen und sein Fortkommen im Lande steht. Da ragen aber alleweil die Gefängniße riesenhaft über der ehrlichen Leute Häuser hinaus, müssen alleweil noch vergrößert und vermehrt werden, so daß sie oft ganze Stadtviertel bilden; unaufhörlich erhalten die Mörder, Räuber und Schandthäter in den Justizpalästen Audienz und Gewährung dessen, um was sie ansuchen, entsprechende Versorgung und lebenslängliche Bewirthung auf Staatskosten, Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand wegen unermüdlich treuer Dienstleistung bei Herstellung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Unsicherheit; endlich hat es hart gehapert und das ganze Aufgebot sittlichen Zornes gekostet, daß nicht auch in Bayern im Jahre des Heiles 1868 die schandbarste Seite des „Menschsein's“ ein Privileg oder Vorrecht, das heißt eine gesetzliche Bevorzugung gekriegt hat, wie sie es anderwärts schon lange besitzt, zum Exempel in Ankona, einer Stadt drüben im Lande der „Löffelgießer“, wo die Freimaurer, laut Anzeige des Volksboten in Nr. 107, gleich 30 Kneipen, dann noch in Compagnie mit anderen Leuten 35 solche Häuser haben, welche von einer gewissen Partei aus „Gesundheitsrücksichten“ in Bayern gesetzlich haben eingerichtet und bewohnbar gemacht werden sollen, und zwar dies Alles vonwegen eines siebenmeilenstiefelmäßigen Fortschritts. Daher ist denn jetzt im heutigen „Regiment“ allenthalben Mode geworden, was der Kapuziner am Regiment des Kaisers Joseph ausgestellt: „Es ist wie in einer Todtenmesse; da ist kein Gloria, und ist kein Credo, aber ein langes Offertorium, und am End halt auch kein Segen“.

„Da ist kein Gloria.“ Unsre Urgroßväter haben, um dem Teufel ihr Haus und den Hexen ihren Viehstall abzusperren, das bekannte Pentagramm oder den Hexenfuß, den jetzt noch mancher Wirth als Wirthshausschild benutzt, auf Schwelle und Thüre gezeichnet. Denn durch dieses Zeichen, glaubte man, würde der Teufel gebannt. Kein Zeichen aber hat sich zur Abhaltung böser Geister besser bewährt, als das Kreuz; denn so oft es ein Teufel sieht, kakt er vor Angst in die Hosen und kann keinen Schritt mehr vorwärts. Daher pflegen alle guten Christen jährlich am Dreifaltigkeitssonntag ihre Haus- und Stallthüre mit einem dreifachen Kreuze zu besetzen, um dem Teufel einen Fußangel zu legen. Solche Vorsicht aber dünkte Vielen noch zu wenig, denn wo der Teufel die Hausthüre verriegelt findet, da macht er sich gar nichts daraus, den Leuten sogar in Briefen, Büchern, Noten, Liedern in's Haus zu fahren; ja Manchem setzt er sich auf die Zunge, einem Andern in's Ohr, einem Dritten setzt sich der Schelm gleich in den Busen,

um sich in's Haus zu stehlen. Darum haben unsre frommen Vorfahren, um auch da dem Teufel zu wehren, überallhin, auf jeden Brief, auf jedes Buch, jedes Notenblatt das Tritogramm S D G gesetzt, wie es beim alten Musikmeister Haidn zu sehen ist, und seine Bedeutung täglich im Bannfluch einigemal wiederholt: „Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehre!“

Nun ist aber nichts so peinlich, als wenn der Teufel einem Fürsten in's Land kommt. Denn dieser böse Gast bringt Menschen und Thiere durcheinander und hat nur Spaß an Wirrwarr und Spektakel. Deshalb thäte doch jedes „Regiment“ vernünftig dran, dieses erprobte Tritogramm an alle Grenzpfähle, an alle Schlagbäume, an alle Marksteine, an alle Kreuzwege allum im ganzen Lande anzuschreiben und es täglich auf Staatskosten von allen Kirchthürmen in's Land hinein und hinaus zu fluchen: „Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehre!“ Daran aber denken die Leute vom Regimente nicht. Was liegt ihnen an unserm Herrgott? — Der Alte möge abdanken und in den Ruhestand treten! Er hat genug gedonnert und geblitzt; Er möge um einen anständigen Ruhegehalt demüthigst einkommen und endlich einmal den Fortschritt walten lassen; Er möge sein absolutistisches Regiment aufgeben, constitutionell und einmal wahrhaft liberal werden! — Wenn da ein Prinz auf die Welt kommt, wird hundert und einmal mit Kanonen geschossen; wenn aber unser Herrgott Namenstag feiert, hat es fein still zu sein im Lande und die Arbeit keine Unterbrechung zu erleiden; — wenn Einer in der Zeitung gegen die vom „Regimente“ etwas sagt, hat er sich gefaßt zu machen, wegen Freischärlerei auf einige Wochen „gezwungener Einsiedler“ zu werden und in Schatten zu kommen; unser Herrgott aber muß sich gefallen lassen, in den Zeitungen täglich ausgeschimpft, heruntergemacht und ausgelacht zu werden, als ob Er der Schlechteste wäre in der Welt und ein Missethäter, der nur darauf ausgehe, die Leute zu ärgern und bange zu machen mit allenfallsigen Unannehmlichkeiten hinter dem Tode. Wenn Einer sich herbeiläßt, die heutigen „Regimenter“ zu loben und anzupreisen, so darf er sicher sein, daß er, ehe das Neujahr sich einstellt, Orden bekommt und Bändel dran, nebst Geld, Anerkennung und froher Aussicht; wer sich aber herausnimmt, unsern Herrgott und seine Kirche gegen ihre Verläumder und Ehrabschneider in Schutz zu nehmen, vor dem wird unter dem Schutze des „Regiments“ ausgespuckt, als ob es heutzutage keine größere Sünde, keine größere Schande gäbe, als unserm Herrgott, als der Religion zuzuhalten. Es ist also im heutigen „Regiment“ gerade so, wie es der Kapuziner gesagt: „Da ist kein Gloria!“

„Und ist kein Credo." Hat da der Doctor Faust so lebensmüde in die Charsamstagsnacht hineingebrütet und so widersinnig Zeug geredet, daß er wahrscheinlich sich mit einem Giftbecher aus der Welt expedirt hätte, wenn nicht der feierliche Ostermorgenglockenklang noch zu rechter Zeit in seine Bude hineingeklungen wäre. Vom Christenthum aber, worin allein der Ostermorgen und sein Glockenklang eine Bedeutung hat, hat der Doctor Faust nichts mehr wissen mögen, und zwar von wegen seines gelehrten Hochmuthes; denn er bildete sich ein, daß er

„gescheidter sei als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen."

Daher hat er dem Glockenklang zur Antwort gegeben:

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind:
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Nun ist's aber bekannt, was es mit dem Doctor Faust und seinem Unglauben für ein Ende genommen; daß ihn nämlich der Teufel eines Tages mit Schuh' und Strümpf' geholt, und das in Folge eines Vertrages, worin sie miteinander handelseins geworden, daß der Teufel Mephistopheles das Leben des Doctor Faust in eine lustige Kirmeß umwandle und dafür dann vom Faust die Seele erhalte. Daher sollten alle jene, die am Regiment stehen, Obacht haben, daß ihre Unterthanen nicht solche Sachen machen, wie sie da der Faust gemacht, und nicht in solche Fatalitäten hineingerathen, in welche sich der ungläubige Doctor gestürzt, daß sie am Ende noch gar der Teufel holt. Gegen solch eine Landeskalamität gibts aber keine wirksamere Vorkehr als der christliche Glaube im Volke. Denn der ist wie ein Gehege, über das der Teufel nicht hinüber kann, oder nach sankt Pauli Meinung wie „ein Schild, mit dem man alle feurigen Pfeile des Bösewichts auszulöschen vermag." Daher gibts keine Pflicht, die schwerer auf's Gewissen des „Regimentes" drückt, als die, dafür zu thun, daß Glaube im Lande und Glaube im Volke ist. Mit dieser schweren Pflicht aber wird es alleweil im „Regimente" leicht genommen. Wo es einen Renan oder Carière, einen Christus- oder Gottesleugner gibt, wird er mit schwerem Gelde angekauft und als Hochschulmeister in's Land gerufen; wo es aber ein Jesuit wagt, ohne Paß auch nur in's Land zu riechen, da muß seine Seele Spießruthen laufen; und wo Einer noch offen und freimüthig an Christus glauben will, wird er von Oben mit schiefen Augen angesehen und darf sicher sein, daß nächstes Jahr sein Avançement nicht kommt.

„Der Anker, an dem die Staaten hängen, meint selbst Schiller, der Poet, ist die Religion". Nichts aber ist für einen Staat und sein Regierungsschiff so unheilvoll, als wenn der Anker bricht oder zerbrochen wird, an dem er hängt. Die Historie weist es aus; kaum ist's ein Jahrhundert her, da hat ein schreckhafter Wirbelwind das französische Staatsschiff und sein Ruder vom Anker der Religion losgerissen, und was hat's abgesetzt? Es ist das welsche Schiff, von dem überstürzenden Wogenschlag in's Gedränge getrieben, Stück um Stück gescheitert und untergegangen; der französische Thron ist untergegangen, der König ist untergegangen, der Adel ist untergegangen, die Geistlichkeit ist untergegangen, die Gerechtigkeit ist untergegangen, und vom Ganzen ist zuletzt nichts mehr geblieben als ein leckes Wrack, worin sich die Stürme gemeistert und die Menschen die Köpfe abdisputirt. Daher sollten jene, die am „Regiment" stehen, sich vorher hundertmal besinnen, ehe sie ihr Schiff vom Anker der Religion losbinden. Aber nein! die Historie mag warnen, wie sie will, es ist umsonst: die Staatsschiffe sind von der Religion losgebunden und an den Unglauben angehängt, so daß jetzt der der Anker ist, an dem die Staaten hängen. Was Wunder also, daß das ganze Ding, daß Schiff und Ruder, Staat und Regiment, Thron und Krone, Lenker und Gelenkte — der Teufel holt! Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand!

Es verhält sich somit im modernen Regiment auf's Haar, wie der alte Kapuziner über das Regiment des Kaisers Joseph räsonirt „Da ist kein Credo!"

„Aber ein langes Offertorium". Hat da unlängst ein Burgermeister im bayerischen Landtag einen argen Anstoß genommen an dem „großen Magen" der Kirche, und ist es aus seiner Kammerrede hervorgegangen, daß er und Kameraden in Furcht leben, von selbigem Kirchenmagen verspeist zu werden. Das wäre nun erst recht zum Todtärgern, wenn Einem in jetzigem aufgeklärten Jahrhundert auch noch solch ein Mißgeschick passirte, daß man gar noch dem „Kirchenmagen" zum Opfer fiele. Daher sollte man, die Gefahr rechtzeitig in's Auge fassend, sich doch einmal genaue Kenntniß von den Dimensionen selbigen Magens, von seiner Tiefe, Breite und Länge verschaffen. Da gibts aber keinen besseren Handgriff, um diese Dimensionen herauszubringen, als wenn man den Magen der Kirche und den Magen des modernen Staates zusammenstellt und sie bezüglich der Masse, die zu ihrer Füllung nöthig ist, miteinander vergleicht. Denn der Kirchenmagen ist immerhin eine unbekannte Größe, von der man weitum im Lande eine aben-

teuerliche Vorstellung hat. Unbekannte Größen findet man aber nur mit Hilfe von bekannten, wie deren eine der Magen des modernen Staates ist. Ich halte es also für's Beste, hier wenn auch unvollständig aufzuzählen, was zur Ausfüllung des Staatsmagens und des Kirchenmagens nöthig ist. Da ist es aber eine lange, lange Litanei von Steuern, die der moderne Staatsmagen alle Jahre verschlingt, ohne auch nur satt zu werden, nämlich: Kopfsteuer, Grundsteuer, Häusersteuer, Fenstersteuer, Viehsteuer, Hundesteuer, Mahlsteuer, Brodsteuer, Fleischsteuer, Moststeuer, Schnapssteuer, Biersteuer, Malzsteuer, Tabaksteuer, Salzsteuer, Wassersteuer, Wegesteuer, Straßensteuer, Brückensteuer, Gewerbesteuer, Rentensteuer, Einkommensteuer und noch die allerhärteste, die Blut- oder Kriegssteuer, die vom Familienvater das eigene Leben oder doch das der Söhne fordert. Dagegen braucht manchen Orts der Kirchenmagen gar keine Steuer und wo er sie braucht, ist sie klein und stammt aus den Zeiten der großen Dieberei, wodurch das moderne Regiment der Kirche ihre Lebsucht weggenommen. Es ist also mit dem Staatsmagen hinsichtlich seiner Dimension jetzt eine ungeheuere, ganz bedenklich auseinandergetriebene Höhle, worin fast immer noch Gähhunger sammt der Auszehr herrscht. Da hat nun, um dieser Krankheit auch nur einigermaßen zu wehren, das neue Regiment nichts Besseres zu thun gewußt, als anzuordnen, daß die Unterthanen unabläßig zutragen und nachfüllen. Daher ist es denn gekommen, daß einerseits mit Hilfe des neuen Regiments der moderne Staat ein Vielfras geworden ist am Gut und Blut seiner Unterthanen, und andrerseits von diesem Regimente gilt, was der Kapuziner an dem Regiment des östreichischen Kaisers ausgesetzt: „Da ist ein langer Opfergang, ein langes Offertorium“.

Wenn man einen Spaziergang in's alte Testament hinüber, zu den Propheten macht, kommt man beim Propheten Daniel an dem Frühstück vorbei, das die Babylonier dem Götzen Bel täglich servirten und auf zwölf Malter Weizenmehl, vierzig Schafe und sechs Krüge Wein — beschränkten. Nun ist aber schon ein Magen von bedeutenden Dimensionen nöthig, um täglich mit solch einem Frühstück vorlieb nehmen zu können. Denn es muß selbst ein Götze einen großen Appetit haben, um als Ordinäres zwölf Malter Weizenmehl, vierzig Schafe und sechs Krüge Wein sich zu Gemüthe zu führen. Daher ist es gar nicht auffallend, daß der König von Babylon dem Daniel, der es an dem gehörigen Respekt vor dem babylonischen Gott ermangeln ließ, sagte: „Siehst du denn nicht, wie viel er täglich ißt und trinkt?“ — das war gewiß ein triftiger Beweis für die Gottheit des Bel! — noch ist es absonderlich, daß

der König über den gesunden Appetit des Abgottes, dem eine Menge Götzendiener ihre Mäuler geliehen, einmal in eine halbe Ekstase gerieth und andächtig ausrief: „O Bel, du bist groß!" Bel's riesenhaftes Frühstück langt aber nicht einmal aus für einen hohlen Zahn des modernen Staats, geschweige denn für seinen Magen. Denn da heißt es täglich millionenweise die Malter und Krüge und Gelder hineinschütten, um nur eine Ecke in seinem Magen auszustopfen. Wenn daher Einer vor den gewaltigen Dimensionen des modernen Staatsmagens ebenfalls keine Ehrfurcht oder vielmehr Furcht hätte, wie Daniel vor dem Götzen Bel, so kann man ihm mit gutem Gewissen sagen: „Siehst du denn nicht, wie viel er täglich ißt und trinkt?" — den Staatsmagen selbst aber kann man voll Entzückung anstaunen: „O Magen, du bist groß!" —

„Und am End halt auch kein Segen!" In einem alten Buche soll es stehen, wie da Einer hinausgegangen, auf sein Gehöft allumher Drachenzähne gesäet und dann Tag und Nacht aufgelauert hat, ob nicht fromme Schutzengelein aufkeimen und in's Kraut schießen. Da sieht aber jeder ein, daß diesem Manne seine Schutzengelzucht mißlingen müsse; denn aus Drachenzähnen wird wohl Alles eher, als Schutzengel heraussprossen. Daher hat es Niemanden, als ihn allein, Wunder genommen, als seine Aussaat eine stattliche und ausgiebige Ernte böser Teufel und starker Riesen ertrug, die ihm, der dazu den Samen gesäet, noch gar an's Leben wollten. Was aber da unter Protektion des neuen Regiments und mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung gesäet wird allumher im Staate, ist nichts anderes, als ein Drachenzähnesame; denn das Gloria, das Credo und was sonst noch die Kirche Gutes gesäet, wird mit Stumpf und Stiel ausgerissen und in's umgejätete Land Drachenzähnesame gesäet: Unglaube, Genußsucht, Heidenthum, Unzucht, Religionshaß, Freimaurerei und Teufelei. Lauert also nur fein auf, was aus dieser Aussaat herauswächst; ihr werdet die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, so reich wird eure Ernte werden: aber Schutzengel werdet ihr sicher nicht ernten, wohl aber eine hübsche Sorte Teufel, die euch auf den Nacken steigen.

Zu Lebzeiten des Propheten Jeremias haben die Volksbeglücker eine eigene Zunft in Israel gebildet und die Volksbeglückung gewerbsmäßig betrieben. Nach dem Referat des Propheten sind sie täglich im Lande umhergegangen, haben Volksversammlungen ausgeschrieben, Reden gehalten und dem Fortschritt der alten Juden in der Lumperei das Wort geredet: „Machet nur so fort! — Ihr werdet Frieden haben, und zu jeglichem, der da in der Verkehrtheit seines Herzens gewandelt, sprachen sie: es wird kein Unglück über

euch kommen!“ Nun hatte aber weder der Friede noch das Unglück die Güte, auf die schönen Reden Rücksicht zu nehmen, sondern sind eilig ihrer Wege gegangen; jener ging ab, dieses kam an. Daher macht denn auch der Prophet in seinem Referate die treffende Bemerkung: „Wir hofften auf Frieden, und es kommt nichts Gutes; auf die Zeit der Heilung und siehe, da kommt Schrecken“; sie schreien: Pax, pax, Friede, Friede! et non est pax, und doch ist kein Friede!“

Nichts ist aber seit Jahren so in Schwung gewesen, als die schönen Reden und Verheißungen von Volksbeglückung und Reichthum und Frieden; ganz gewerbsmäßig ging's her, daß man hätte meinen sollen, man lebe in des Propheten Jeremias Zeiten. Wenn also das Glück und der Friede nur ein Bischen Anstand gehabt hätten, an den schönen Reden sich zu interessiren, da müßte es alleweil allerliebst und amüsant bei uns aussehen. Aber, man möchte schon bös werden über die Affäre, das Glück und der Friede waren unverschämt genug, nicht zu kommen. Kein Wunder also, daß es uns ergeht, wie den alten Juden: wir warten, und warten, und meinen, es werde besser, — und alle Tage wird's schlechter: „Wir hoffen auf Frieden, und es kommt nichts Gutes.“ — Noch halten sie Reden, stellen Anträge, fassen Resolutionen, um den durchgegangenen Frieden einzufangen und das Glück zu beschwören; Friede und Glück bestehen darauf, nicht zu kommen: „Wir hoffen auf die Zeit der Heilung, und siehe, da kommt Schrecken!“ In allen Zeitungen schreiben sie es hinaus, in allen Landtagen künden sie es an, in alle Fabriken rufen sie es hinein: „Nur noch eine kleine Weile, und es muß kommen!“ — aber wir warten und warten, und siehe, es kommt nicht, es kommt das Gegentheil: kein Friede im Herzen, kein Friede in der Familie, kein Friede in der Gemeinde, kein Friede im Staate, kein Friede unter den Völkern: „Sie schreien Friede, Friede, und doch ist kein Friede!“ — Es bleibt also, wie es der Kapuziner dem Kaiser Joseph vorkalkulirt: „Da ist kein Gloria, und ist kein Credo, aber ein langes Offertorium, und am End halt auch kein Segen!“

Nun gibt es doch wahrlich keine trostlosere Aussicht als die, welche die neue Mode im Regiment den Leuten bietet. Daher möge sie auch die Güte haben, in ihrem Testament letztwillig zu verfügen, daß ihr die gleiche Grabschrift nach ihrem seligen Verenden gesetzt werde, welche sich Kaiser Joseph II. von Oestreich hat setzen lassen: „Hier ruht Einer, der mit allen seinen Unternehmungen Unglück gehabt!“

Von der neuen Mode in der Gesetzgebung.

Wenn man als studirender Bänkehocker fleißig auf die literarische Wanderei gegangen und in's alte Heidenthum hineingemacht, so ist man sicherlich beim Dichter Sophokles selig an einem Verbot vorbeigekommen, das Kreon, gewesener Vicebürgermeister der weiland freien Stadt Theben, erlassen hat, nämlich den einen seiner Neffen, — Polineikes, mein' ich, hat er geheißen, — der mit seinem Bruder eine blutige Schlägerei vor Theben gehabt und dabei das Leben ganz sauer eingebüßt, bei Todesstrafe nicht zu begraben, sondern selbigen Neffen wegen notorischer Freischärlerei und öffentlicher Ruhestörung, den Raben und Raubvögeln zum Spaß, gerade am Boden liegen zu lassen. Nun haben aber die Leute im alten Heidenthum geglaubt, die Seele eines Todten komme nicht zur Ruhe, wenn der Leib nicht ehrenhaft bestattet werde. Daher hat denn die Schwester des Erschlagenen und Nichte selbigen Bürgermeisters, die edle Antigone, einen Gewissensscrupel über die Seelenruhe ihres Bruders bekommen und in Folge dessen, ohne Rücksicht auf das Verbot ihres mütterlichen Onkels und die angehängte Todesstrafe ihren Bruder begraben. In dem Vicebürgermeister von Theben hat aber ein Stück von dem b........ Kultusminister gesteckt, nämlich eine bedeutende Angst um die „Kronrechte", respektive Vicebürgermeistersrechte, sammt „beigeschlossenem Vorsatze, selbe in keiner Weise verkürzen zu lassen." Deßhalb hat denn der Kreon über die „Unbotmäßigkeit" seiner Nichte Antigone erschrecklich aufbegehrt und Maßregeln ergriffen, ein für allemal ein Exempel zu statuiren. Nun hat aber die Antigone merkwürdigerweise mitten im Heidenthum dieselbe Ansicht gehabt, die der Ultramontane sankt Petrus vor dem Hohenrath zu Jerusalem ausgesprochen, nämlich: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Daher hat sie sich nicht auf die „Gewissensfreiheit," sondern auf das Gewissensgesetz berufen und folgendermassen den Vicebürgermeister von Theben abgeführt:

„Nicht war's ja Gott, der dieses Machtgebot erließ,
Noch war's Gerechtigkeit, die wohnt im Schattenreich,
Die für die Menschen hätte dies Gesetz bestimmt;
Noch legt' ich also hohen Werth auf dein Gebot,
Daß ich, die sterblich ist, mißachten könnt'
Der Götter ungeschrieben, ewiges Gesetz.
Denn nicht nur heut' und gestern, sondern immerdar
Lebt dieses, Niemand aber weiß, seit wann's erschien.
Um dieses willen dacht' ich nicht, vor menschlichen
Beschlüssen zaghaft, Strafe bei den Himmlischen

Zu leiden. Daß ich sterbe, wußt ich längst, fürwahr!
Nicht deinen Ausspruch braucht es. Doch wenn vor der Zeit
Der Tod mich hinnimmt, heiß ich das für mich Gewinn."

Solch ein Gesetz aber, das sich von keinen bürgermeisterlichen und höheren Machtsprüchen maßregeln läßt, ohne daß die ganze Menschennatur sich dagegen staut, sitzt zu Recht und Gericht in jeder Menschenbrust, „Niemand aber weiß, seit wann's erschien." Es haben also die Bürgermeister, Oberbürgermeister und Völkerhirten, wenn sie es mit sich und den Leuten gut und ehrlich meinen, nur Acht zu haben, daß sie keine Gesetze gegen jenes „ungeschriebene, ewige Gesetz" erlassen, vielmehr thun sie wohl daran, das zum Gesetz zu machen, was als Recht und gute Sitte aus dem Gewissen des Volkes sich selbst herausentwickelt. In alter Zeit haben es aber die Bürgermeister und Völkerhirten oft wirklich mit den Leuten gut gemeint. Und wers nicht glaubt, den verweise ich auf den Heiden Cicero, der in seinem Buche: „Die Pflichten" also schreibt: „Jene, die im Staate Bürgermeister sein und werden wollen, müssen vorneweg zwei Vorschriften vom alten Schullehrer Plato vor Augen haben: die eine, daß sie das Wohl der Bürger so besorgen, daß sie Alles, was sie thun, auf dieses Wohl beziehen, den eigenen Vortheil aber ganz vergessen; die zweite, daß sie das Wohl aller Bürger besorgen, damit sie nicht einen Theil beschützen, die anderen aber verkümmern lassen. Denn Schutz und Sorge im Staate ist handzuhaben zum Wohle derer, die regiert werden, nicht zum Wohle derer, die regieren. Die Regierungspräsidenten aber, die für einen Theil des Volkes Sorge, für den andern Gleichgiltigkeit beweisen, also parteiisch sind, bringen das Verderben in den Staat und den Staat in's Verderben, sie stiften Aufruhr und Zwietracht." Das sagt der alte Cicero, der so schön über die Freundschaft schrieb. Daher war es auch alte Mode in der Gesetzgebung, die Gesetze aus dem Volke und mit dem Volke selbst wachsen zu lassen, d. h. die Gewohnheiten, wie sie aus dem Gewissen und der Rechtsanschauung des Volkes sich entwickelt, vorerst im Licht des Christenthums zu läutern, die wilden Auswüchse wegzuschneiden und dann zum Gesetze zu erheben.

Nun ist aber den Leuten, die jetzt am Fleißigsten in Gesetzgebung machen, den Meistern vom Stuhl und ihren ehrwürdigen Brüdern mit Schurzfell, schon lange nichts so hinderlich und anstößig geworden, als Gewissen und Christenthum. Sie halten schon lange viel auf — Bildung. Ein Gebildeter ist aber in unsern Tagen nur der, dem das Gewissen ein Aergerniß und das Christenthum eine Thorheit ist, wie den Juden und Heiden das Kreuz. Man

kann also heutzutage schon anstandshalber auf diese beiden Dinge keine Rücksicht mehr nehmen, oder, um es deutlicher zu sagen, es gehört zu den überwundenen Standpunkten, ein Gewissen zu haben. Zudem ist die Menschheit in ein Alter getreten, wo sie „unschenirt" leben will. Das Gewissen aber in seiner altmodischen Abergläubigkeit und das Christenthum mit seiner Mönchskutte und seinem Nonnenschleier stößt sich immer noch gern an einem „zeitgemäßen, unschenirten, rein menschlichen Leben." Es wäre daher eine Todtsünde am Fortschritt, das Gewissen und das Christenthum noch als Faktoren in der Gesetzgebung gelten zu lassen. Man hat das Gewissen ein für allemal abgethan und so lange geplaudert, bis man es auch dem Volke aus- und abgeplaudert.

Nun fürchteten aber die Leute selbst, ob es mit der Abschaffung des Gewissens eine wohlgerathene Sache sei. Denn drinnen in der Menschenbrust hausen und gähren noch düstere und finstere Mächte; diese aber könnten, wofern unter ihnen nicht Polizei gehandhabt werde, auf einmal losbrechen und der Vesuv könnte Feuer speien und die Welt voll Unrath machen. Daher hat man, um das Gewissen zu ersetzen, eine neue Mode in der Gesetzgebung eingeführt, man hat sie fabrikmäßig organisirt, und setzt sie alle Jahre auf Staatskosten in Gang, läßt sie arbeiten und Gesetze machen; — und diese Gesetzfabrikation gedeiht und verspricht immer noch besseres Gedeihen: alle Jahre in jedem Staate einige hundert, und in allen gebildeten Staaten einige tausend Gesetze, an denen weder Gewissen noch Christenthum Theil genommen.

Da ist aber die große Frage, ob diese Gesetzfabrikation das Gewissen auch wirklich zu ersetzen vermag? Nach Allem, was man bis jetzt bemerkt, sage ich: nein! Denn für's Erste ist mit den Gesetzen nichts ausgerichtet, wenn sie die Leute nicht halten. Dermalen aber, meinte da selbst der Graf Bassewitz in Berlin, gibts alljährlich der Gesetze so viele, daß die Leute am Ende neben dem Studiren derselben keine Zeit mehr hätten, sie zu halten. Daher war's eine ganz wohlgemeinte Warnung, wenn er anfügte: „man solle sich doch nicht so übermäßig mit der Gesetzfabrikation beeilen!" Dann ist mit den Gesetzen nichts ausgerichtet, wenn sie als unwirksam sich erweisen. Ohne Gewissen und Christenthum im Volke aber wirken die Gesetze nichts. Als die Römer Edessa gewonnen, da hatten die Kriegsleute, den Tempel plündernd und unten an seinen Grundvesten gierig nach Schätzen wühlend, wie die Sage geht, auch den Stein weggerissen, der von den alten Magiern mit Sprüchen und Bannformeln besprochen, den Abgrund besiegelt hielt, in dem die Furien und Leidenschaften und Seuchen

beschlossen und angekettet lagen, und diese fuhren nun durch die Oeffnung heraus, über die bewohnte Erde hin und rafften den dritten Theil des Menschengeschlechtes weg. Niemand aber vermochte sie zu beschwören und an ihre Stelle zurückzuketten als die Kirche mit der Bannformel des Christenthums und dem Steine des Gewissens, den sie auf die gerissene Oeffnung über dem finstern Unterreich, dem Wohnsitze der Furien und Leidenschaften und Seuchen gedeckt. Man hätte sich also wohl hüten sollen, den heilsamen Stein abermals wegzureißen und jene schrecklichen Mächte abermals loszuketten. Aber nein! Die Klugen der Welt haben den Tempel geplündert, seine Grundvesten unterwühlt, die Macht des heilsamen Bannes gebrochen, den Stein weggerissen, d. h. Kirche, Christenthum und Gewissen bei Seite geschafft. Kein Wunder also, daß jetzt die bösen Geister wieder aus der Oeffnung herausfahren und allerwärts Schaden thun. Nun kommt Ihr mit euren Gesetzen hinterdrein, laufet den losgebundenen nach und vermeinet, sie einzufangen und festzubinden! Aber jene Geister halten nichts auf Eure Anstandsregeln, eure Artikel und Paragraphen, wie es die großen Register der schrecklichen Verbrechen und Gräuel beweisen, die Ihr alljährlich jetzt zu registriren habt. Machet Euch also keine übertriebene Hoffnung. Euere Gesetze bewirken wenig oder gar nichts!

Ist da der alte Görres Anno 1848 zu München Ephor oder Sittenwächter der Studenten gewesen und hat die Aufgabe gehabt, sie nach den akademischen Regeln in Ordnung zu halten. Der Geist aber, der Anno 48 in Deutschland umgegangen und auch in die Studenten gefahren ist, hat sich weder an akademische Statuten noch an Sittenwächter gekehrt. Daher hat denn der alte Görres, das Nutzlose der Sache erkennend, sein Sittenwächteramt niedergelegt und diesen Schritt also motivirt: „Es ist mir, als hätte man mir eine Schachtel voll Flöhe mit geöffnetem Deckel zu bewachen gegeben, ich kann sie nicht hüten!“ Die Gesetze aber, die jetzt fabrizirt werden, sind nicht kräftiger als die akademischen Statuten und die Leute, die sie halten sollen, auch nicht viel besser, als die Studenten; denn an diesen ist ja lange Jahre gebildet, umgebildet und eingebildet worden. Wenn es also nicht gelingt, den Sturmgeist, den man so leichtfertig in die Menschen hat hineinfahren lassen, einzufangen und an die Kette zu legen, so wird es eben den Gesetzeshütern mit den Menschen ergehen, wie dem alten Görres mit den Studenten: sie werden am Ende voll Verzweiflung ausrufen: „Es ist uns, als hätte man uns eine Schachtel voll Flöhe mit geöffnetem Deckel zu bewachen gegeben, wir können sie nicht hüten!“ — Und wenn es

nur Flöhe bleiben, dann mag sich die Geschichte immer noch harmlos verlaufen. — Endlich ist mit den Gesetzen nichts ausgerichtet, wenn sie nicht die Menschen von Innen kuriren. Das bringen aber die modernen Gesetze allesammt nicht zuwege, und zwar deßhalb, weil es den Gesetzen selbst an einem bedeutenden Stück fehlt, am Gewissen und am Christenthum. Wo ich da einmal in einem Narrenhaus mich umgeschaut, habe ich Einen gesehen, der tobsüchtig war und arg viel Spektakel unter den Narren machte. Es war aber Verbot im Narrenhaus, seinen närrischen Gefühlen freien Lauf zu lassen, weil man Gründe zu haben glaubte, an einem guten Ausgang eines Tobsuchtspektakels zu zweifeln. Daher wurde selbiger Narr an allen Gliedern gebunden, an den Händen zusammengeschnürt, an den Füßen in einen Zwangsstuhl geschraubt und am Ende noch in eine Zwangsjacke gesteckt. Er war nun freilich in dem Narrenstaate ungefährlich gemacht, aber der Schaum vor dem Munde und die Gluth in den Augen waren Zeuge, wie es innen gährte, zürnte, grollte, brannte, hetzte, schürte, jagte, wüthete. Daher hab ich es gleich gesehen, daß mit allen Banden, Schnüren, Schrauben und Jacken dem tollen Kranken nicht geholfen, noch die Tobsucht gehoben war. Ohne Gewissen und Christenthum aber wird die ganze moderne Gesellschaft und Wirthschaft, — das kann man prophezeien, ohne Prophet zu sein — über kurz oder lang in Tobsucht gerathen. Oder was war es denn, daß das ganze Franzosenland vor achtzig Jahren in eine schreckliche Tobsucht gerieth? — Mangel an Gesetzen? — Nein, Gesetze hatte es in Fülle; es war Mangel an Gewissen, Mangel an Christenthum. Dank dem Fortschritt aber haben auch wir, wie gesagt, keinen Mangel an Gesetzen, aber großen Mangel an Gewissen, großen Mangel an Christenthum. Daher tanzt denn auch jetzt schon die moderne Gesellschaft in phantastischen, ausschweifenden Sprüngen den Veitstanz und hat folglich nicht mehr weit in die Tobsucht. Man wird also suchen, dem Spektakel in der Welt zu wehren, man wird mit Gesetzen die Leute an den Händen schnüren, an den Füßen schrauben, ihnen auch noch ein Schloß vor's Maul hängen und dann eine feste Zwangsjacke über den Kopf werfen; aber ist dann die Tobsucht geheilt und befindet sich der Kranke wohl? — nein, im Innern wird es schäumen, gähren, brüten, brennen, zürnen, grollen, und auf einmal könnten gar noch die Bänder und Schnüre reißen und die Jacke springen. Haben denn aber die Gesetzgeber und Landtage keinen höheren Beruf, als Narren zu halten und Narrenwärter zu werden? Oder wollen die Herren in der That den Versuch machen, ob Göthe recht hat, wenn er sagt:

„Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.“

Wie also? ist nach alledem die neue Mode in der Gesetzgebung werth, daß man sie auspfeift? — Das Endurtheil will ich bis auf Weiteres versparen, bis wir sie in ihren Hauptgängen beobachtet. Diese Hauptgänge aber sind zunächst drei: der erste ist in's Heirathen, der zweite in's Schulmeistern, der dritte in's Sonn- und Feiertaghalten. Von diesen drei Gängen also, welche die neue Mode in der Gesetzgebung mit besonderer Liebhaberei eingeschlagen, will ich vorerst noch reden.

Von der neuen Mode im Heirathen.

Ist es da vor Zeiten ein zähes Suchen, Errathen und Herumreisen gewesen um's Eldorado oder Schlaraffenland, wo jahraus jahrein Kirmeß ist, alle Insassen nur ein Liebs und Guts und immer kreuzfidel, Kronenthaler die Mass' und die Meng', kurzum das Landel, wo Alles sich liebt, Alles sich gern hat; und hat man alleweil ausgelugt und gemeint, jetzt müsse man es sehen, und gleich wetterlich geschrieen: Land, Land! — und alleweil war's nichts. Nun ist nichts ärgerlicher, als das Suchen und Warten; denn man meint gerade, es sei wahr, was Jean Paul den Armenadvokaten Siebenkäs unter Eidschwüren versichern läßt, das Suchen habe der Teufel und das Warten seine Großmutter ausgesonnen, — jedenfalls um die Leute zu ärgern. Daher haben auf einmal die Menschen das Suchen und Warten satt bekommen und sind am Finden verzweifelt; man höre nur, was der Dichter Schiller dazu sagt:

„Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein — (des Glücksritters) — rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermeß'nen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum!“

Muß denn aber, haben sich da die Leute auf einmal wieder ermuthigt, das Schlaraffenland auch gerade auf der Erde liegen? es gibt ja noch andere Gegenden in der Welt, zum Exempel der Pedantenstand, der Philisterstand, der Altejungfernstand. Von jeher ist's aber um das Glück eine tückische Sache gewesen. Es könnte sich also leicht in einen solchen Stand verkrochen haben. Daher ist es auf einmal geschehen, daß die Leute das Dorado nicht mehr auf der Erde, sondern anderswo in sonniger Gegend vermuthet und es abermals mit dem Erspüren versucht. Keine Gegend aber, meinten sie in ihren ledigen Tagen, sei heiterer, als der Ehestand, weil nichts so lustig sei als das Thürlein, wodurch man hineinschlüpft, nämlich das Heirathen. Kein Wunder also, daß sie da auf den Gedanken hinüber gerathen sind, im Ehestand müsse das ersehnte Dorado, das glückselige Schlaraffenland liegen; man habe es bisher nur vergessen, selbiges Dorado auf der Landkarte jener Gegend anzumerken. Da hat sich aber bis jetzt nichts verkehrter ausgewiesen, als selbige Meinung, der gesuchte Zaubergarten sei im Ehestand zu finden; denn die Geschichte, beim Lichte besehen und hinüber und herüber besprechen, hat zu dem Resultate geführt: der Brautstand ist — Kreuzerfindung und der Ehestand — Kreuzerhöhung: und damit stimmen alle Beobachtungen, welche die Glücksjäger auf ihrer Expedition in den Ehestand gesammelt, vollständig überein. Daher ist bis jetzt auch diese Entdeckungsreise, die man in den Ehestand unternommen, ohne günstigen Erfolg gewesen. Durch vergebliche Experimente aber werden die Leute am Ende mißmuthig, und noch mehr — mißtrauisch. Wer die Menschen kennt, der weiß, daß es darunter welche gibt, die sich kein Gewissen machen, ehrliche Leute zu schikaniren, absonderlich in Sachen des Dorado's; wer weiß, wo es liegt, ist im Stande, es nicht zu verrathen und jene, die es suchen, geradewegs irre zu führen. Kein Wunder also, daß sie auf ihrer Reise in den Ehestand, um besagtes Schlaraffenland zu entdecken, solch ein Argwohn angewandelt, man habe sie neben dem Lande — vorbeigeführt. Denn bisher konnte man fast nie anders in den Ehestand kommen, als unter dem Geleite der Religion, des Christenthums und daß der Pfarrer das Kreuz darüber gemacht. Daß aber diese Führerschaft mit den Menschen es nicht ehrlich meine, zeige die tägliche Erfahrung; der Fortschritt ist es, der die Menschen glücklich macht, die Bildung und das Licht; was aber von den Schwarzröcken herkommt, ist jedenfalls vom Uebel; denn die Evangelien sind „Sottisen, die dem Menschengeschlecht Jahrtausend lang in's Gesicht gesagt worden sind". Also Grund genug, zu vermuthen, böse Leute haben mit dem Christen-

thum und dem Priestersegen sie auf ihrer Expedition in die heitere Gegend der Ehe just schikanirt und böswillig am Eldorado vorbeigebetet. Nun seien aber, meinen sie, jene Zeiten vorbei, wo die Leute mit sich das Blindekuhspiel treiben lassen. Daher haben sie jetzt, nach den vielen verunglückten Experimenten, noch eine Expedition in den Ehestand beschlossen, aber sich dabei alle Religion, alles Christenthum, allen Priestersegen verbeten, und hoffen diesmal gewiß, das selige Dorado zu finden. Natürlich! die Religion ist — besonders auf der Fahrt in den Ehestand — ein Zügel, den unser Herrgott den ungezähmten Herzen angelegt, daß er nicht aus — der Ehre fällt. Mancher Mensch aber, meint schon der alte Psalmensänger, bedenkt es nicht, wenn er in Ehre steht; er gleicht unvernünftigen Thieren, und ist ihnen ähnlich." Daher kann ich, was Andere nicht begreifen können, recht leicht begreifen, daß es in unserer Zeit — „ein dringendes Bedürfniß" sei, ohne Christenthum und ohne Segen in's Land der Ehe einzuwandern.

Von keiner der neuen Moden ist aber weniger Glück zu erwarten, als von der neuen Mode im Heirathen. Denn die Essenz dieser Mode besteht darin, daß die, welche heirathen, es machen „wie Pferde und Maulesel, die keinen Verstand haben". Von solchen aber heißt es im Buch Tobiä im 6. Kapitel, am 16. und 17. Vers geradezu, der Teufel habe sie in seiner Gewalt. Denn der Engel Raphael hat sich nicht mit Lügen abgegeben; er aber sagt es an genannter Stelle dem jungen Tobias gerade heraus: „Höre mich, ich will dir anzeigen, welche der Teufel in seiner Gewalt hat: Jene nämlich, welche so in den Ehestand treten, daß sie Gott von sich und von ihrem Herzen ausschließen, und ihrer Wollust also pflegen, wie Pferde und Maulesel, die keinen Verstand haben: sie hat der Teufel in der Gewalt". Die neue Mode im Heirathen also führt schnurstracks die Leute dem Teufel in's Haus oder den Teufel den Leuten in's Haus und installirt ihn als Major domus, als Haus-, Hof- und Speisemeister. Der Teufel aber wirthschaftet sicherlich nicht mit der Haushaltung unserm Herrgott zu Ehren und den Menschen zum Segen, sondern zum allgemeinen Besten seiner selbst; er müßte denn seit Kurzem ein Nationalliberaler geworden und in Folge dessen seine Ansicht und seinen Charakter geändert haben; wovon ich aber bis heute in der Zeitung noch nichts gelesen. In der neuen Mode beim Heirathen steckt also sicherlich wenig Glück.

Ist da drüben im Schwetzinger Garten eine kerzengerade Baumallee mit einer Aussicht — in's Eldorado; denn sieht man von oben durch die doppelte Baumzeile hinab, so sieht man es gerade

vor sich liegen, das Zauberland, wo Alles sich liebt, der Himmel die Erde und die Erde den Himmel; der Sommer den Winter und der Winter den Sommer; die Taube den Geier und der Geier die Taube; wo Alles schallmeit, dudelt und flötet, wo Alles ißt und trinkt und zecht — umsonst. Der Weg aber durch die Allee ist nicht gar weit. Daher ziehts Einen mächtig hinunter, um das Dorado in der Nähe zu schauen. Unten aber verwandelt sich die Aussicht in das Dorado in die Ansicht einer übertünchten Wand. Man ist also mit seiner Erwartung zum Besten gehalten und am Narrenseil herumgeführt. Noch schöner aber als das trügerische Dorado, d. h. die übertünchte Wand im Schwetzinger Garten, nimmt sich der Ehestand aus, durch die Tage der Verliebtheit hinunter besehen. Wollte ich ihn malen, ich fände nicht Farben genug. Kein Wunder also, daß so Mancher und so Manche, von dieser Aussicht fast um allen Verstand gebracht, wie unsinnig die Tageallee der Jugend hinunterrennt, um so rasch als möglich in den Ehestand hineinzusehen? — nein, hineinzugehen. Da ist aber gar oft der Ehestand ein ganz anderer, schlechterer Stand als der Stand vor einer übertünchten Wand; denn dort kann man doch mit Ehren wieder umkehren und hat weiter keinen Grund, als sich selber auszulachen; im Ehestand aber gehts mit einer anständigen Umkehr nicht mehr und hat man Gelegenheit, nach Herzenslust sich auszuweinen. Daher befand sich bei der alten Mode im Heirathen, wo doch der Schutzengel als Vertreter der Religion mit Einem ging, schon Mancher unwohl. In der neuen Mode aber wird nun gar der Teufel auf dem Weg in den Ehestand, die Allee des Lebens hinab, den Verliebten als Brautführer das Geleite geben; denn das Weihwasser, das der Bürgermeister bei der Civilehe über die Brautleute gießt, fürchtet der Teufel nicht. In was also wird wohl die schöne Aussicht, die die neue Mode im Heirathen bietet, in Wirklichkeit auslaufen? — in's Glück? — Gott behüte! — sicherlich nur in's Unglück.

Ich frage daher, was soll man denn dieser Mode anthun, um sie nach Verdienst zu behandeln? — auspfeifen? — o das ist viel zu wenig? wir müssen sie — verabscheuen.

Von der neuen Mode im Schulmeistern.

Meint da der Riehl von München, — und das ist ein Mann, vor dessen Gescheidtheit hab ich Respekt! — es werde kommen eine deutsche Zukunft, wo die Leute im traulichen Kreise beim

warmen Ofen beisammensitzen und sich manchmal spaßhafte Dinge erzählen von einer närrischen Zeit, nämlich vom neunzehnten Jahrhundert, und zwar unter andern spaßhaften Dingen auch das, daß die Lehrer sich's als einen großen Schimpf verbaten, wenn man sie kurzweg — Schulmeister nannte. Das Schimpfen ist aber, und vorab auf die Lehrer, ganz und gar nicht meine Profession, von der ich mich das Jahr hindurch ernähre und leidlich durchschlage. Daher wünschte ich für dieses Lesestück, das es von der neuen Mode in der Schulmeisterei hat, wir lebten in selbiger deutschen Zukunft mitteninne, wo es die Leute unter die spaßhaften Dinge aus urgroßväterlicher Zeit stellen, in dem Wort „Schulmeisterei" einen Schimpf auf den Lehrerstand finden zu wollen. Da bin ich aber erstlich kein Wundermann, der mir nichts dir nichts den Zeiger an der großen Uhr der Zeit um ein paar Jahrhunderte vorschieben kann, dann aber würden es mir die Jungen gar nicht danken, daß ich sie wegen Nichts und wieder Nichts zu Urgroßvätern und alten Weibern machte. Daher muß ich suchen, mich auf andere Weise hinauszureden, daß ich den Schullehrer durch den „Schulmeister" nicht beschimpfen will.

Da meine ich nun aber für's Erste so: Was auf unsern Herrgott kein Schimpf ist, dürfte doch wohl auf einen Lehrer auch kein Schimpf sein. Wo da aber unser Herrgott Schule gehalten hat auf Erden, hat er sich fast gar nicht anders nennen lassen, als — Meister, wie namentlich zu ersehen ist bei Matthäi und Collegen am so und so Vielten. Zum Beleg sei nur hingedeutet auf Johanni 13, 13., wo es unser Herrgott ausdrücklich gutheißt: „Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr sprechet recht; denn ich bin es." Seit wann also soll es ein Schimpf sein, wenn die Schulbuben und andere Leute sagen: „Herr Schulmeister"?

Und wie freut sich da Mancher, es bis zum Hausmeister, oder Hofmeister oder gar Stallmeister zu bringen und bildet sich nicht wenig ein auf diese Titulatur. Da ist denn aber doch ein Schulmeister weiter voraus und höher obendraus, als ein Hausmeister oder Stallmeister; der eine von diesen hat einen oder höchstens zwei — oft ungezogene Buben, die er für ihre Unarten nicht einmal nach Herzenslust durchprügeln darf, sondern sie nach der überzwergen Manier einer sentimental-ängstlichen Madam von alberner Mutter ansäuseln und schweifwedeln muß; der andere hat gar — Gäule zu unterrichten; ein Schulmeister aber hat alle Buben im Dorfe, von des Bürgermeisters seinem bis hinab zu dem des Nachtwächters, unter sich, und haben selbige Buben ohne Unterschied

ihres Ranges nicht blos seine Lehr-, sondern auch seine Zucht-Autorität anzuerkennen. Wie also? muß man da fragen, es soll ein Schimpf sein, solch einen Bubenmonarch, dem alle Buben eines Dorfes wenigstens sechs Jahre lang unterthänig sein müssen, Schulmeister zu tituliren? wahrlich, wenn Einer Ursache hat, auf seinen Titel stolz zu sein, dann hat sie ein Lehrer auf den Titel: Schulmeister!

Endlich soll hier gesagt sein, daß dies ein echt deutscher und, was noch mehr ist, ein echt conservativer Titel ist, in dem auch nicht ein Gran Philisterthum steckt. Eine solche kerngesunde Titulatur ist aber mehr werth, wenigstens in den Augen ehrlicher Leute (um die unehrlichen bekümmere ich mich nicht!), als ein halbes Dutzend, aus denen der Philister zu allen Ritzen herausschaut. Um diesen Untersatz klarer zu machen, will ich hier den Riehl von München reden lassen. Der sagt: „Es ist eines der bemerkenswerthesten Lebenszeichen des socialen Philisterthums, daß viele Handwerksleute sich ihres Berufes als Arbeiter schämen, daß sie Fabrikanten, Kaufleute und dergleichen sein wollen, daß sie die Würde ihres Berufes nicht mehr messen nach dem Talente und der Arbeitskraft, sondern nach der Größe des im Geschäft steckenden Kapitals. Ihr schimpft den Schneider, wenn ihr ihn einen Schneider nennt. Der sociale Philister in ihm fühlt sich dadurch gekränkt. Er ist ein Kleidermacher, ein Kleiderfabrikant. Er weiß gar nicht mehr, daß das Wort „Schneider“ schon seiner Abstammung nach etwas weit höheres bezeichnet, als einen Kleidermacher. Der „Schneider“ ist der Mann von Genie, der Meister, der den Plan zum Rocke entwirft und mit der Scheere zurecht „schneidet“, die Gesellen und Lehrjungen dagegen, die das Vorgeschnittene zusammennähen, sie sind die eigentlichen „Kleidermacher“. Aber in aufsteigender Linie schimpft ihr den großstädtischen Schneider selbst dann noch, wenn ihr ihn einen „Kleidermacher“ nennt: — er ist Kaufmann, er hält ein „Magazin von Kleidern“. Der Philister schätzt nur noch das Kapital im Geschäft, nicht den Beruf, nicht die Kunstfertigkeit; als ob nicht ein ganz anderer Mann dazu gehörte, einen Rock eigenhändig zu machen, als gefertigte Röcke zum Verkaufe auszubieten, was doch der letzte Trödeljude gemeiniglich am allerbesten versteht! Spottnamen für die einzelnen Gewerbe gab es wohl, solange es Gewerbe gibt, und Meister Geisbock und Pechdraht sind viel älter als der sociale Philister. Aber daß der echte ehrenhafte Name eines Gewerbes als solcher, wie jetzt z. B. Schneider und Schuster, schier als ein Spottname gilt, dies ist

eines der bedenklichsten Symptome bei der Seuche des socialen Philisterthums."

Nun bezeichnet aber, sage ich da, das Wort „Schulmeister" noch weit mehr, als das Wort „Schneider" — den Mann von Genie, den Meister, der seinen Stolz auf seinen Beruf, nicht auf den Ertrag setzt, den sein „Geschäft" ihm bringt; den Meister, der nicht seinen Titel, sondern seine „Kunstfertigkeit" schätzt, „am Sonntag die Orgel oder den Takt, und am Werktag die bösen Buben zu schlagen." Es ist also ein Merkmal des innewohnenden Philisterthums, wenn die „Herren Lehrer" in dem alten ehr- und tugendsamen Titel „Schulmeister" einen Schimpfnamen sehen, und dieses Merkmal attestirt, daß der Philister im Schulmeister diesen „über sich selber hinausgehoben" und in eine Haut gesteckt hat, in der er sich nicht wohl befindet und deßhalb fort und fort die Schranke seines Standes und Berufes zu durchbrechen trachtet. Doch davon weiter hinten.

Nach dieser Vorerinnerung also glaube ich mit gutem Gewissen von der neuen Mode in der Schulmeisterei reden zu dürfen, ohne fürchten zu müssen, schon durch die Ueberschrift — Aergerniß zu geben.

Von allen neuen Moden scheint mir aber keine — ruchloser zu sein, als die neue Mode in der Schulmeisterei. Denn die Schulmeisterei hat denn doch den Beruf, dafür zu thun, daß es nicht so viele — Teufel gebe in der Welt, und soll aus Leibeskräften dahin arbeiten, daß nicht so viele Menschen in Teufel hinaus- oder wenn man lieber will, daß nicht so viele Teufel aus den Menschen herauswachsen. Die neue Mode in der Schulmeisterei steuert aber alleweil geradewegs drauf los, viele Teufel in die Welt zu setzen; ich will sagen, sie gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Teufel in die Menschen hinein-, oder auch, den Teufel aus den Menschen herauszubilden. Denn die neue Mode, von der ich's hier habe, geht damit um, die Religion mit Sack und Pack aus der Schule hinaus vor die Thüre zu setzen: sie hindert und schenirt. Ohne Religion aber schießen die Teufel mit ungemeinem Gedeihen in's Kraut, und für ihr Wachsthum gibts kein besseres Feld, als die Schule ohne Religion. Dieser wunderlichen Ansicht bin nicht blos ich, sondern derselben ist schon ein Größerer vor mir gewesen, der Haudegen und Herzog von Wellington, der es also gemeint: „Ich bin kein Schulmeister und habe über Schulmeisterei kein Urtheil; aber soviel sage ich, daß, wenn ihr die Religion nicht in all euren Unterricht hineinpfeffert, eure Schuld es ist, wenn es in Zukunft in der Welt um so mehr geschickte Teufel

gibt." Also geschehen bei einem Mittagessen in England, wo man über die beste Schulmeisterei sich berathen. Es ist nämlich mit der gedeihlichen Züchtung junger Teufel so. Im Ministerium des Innern und Cultus geht es bei jedem menschlichen Kostgänger Gottes, seit Adam und Eva so überzwerge Sachen gemacht, gerade so her wie in einer Menagerie wilder Thiere, so daß schon Plato, ein Heide, sonst aber ein grausam gescheidter Mann, um die Sache etwas anschaulich zu machen, unsre niedrigen Leidenschaften abmalte als „einen im Unterleibe zappelnden Viehstand". Niemand aber vermag unter diesen Hausthieren des Menschen Ordnung zu schaffen, als die christliche Religion. Denn ist von ihrer Seite kein Aufpassen, so gibts ein wüstes Durcheinander und die ungezähmte Brut wächst sich aus — in Teufel, wozu sie weiter nichts bedarf, als der Schwänze.

Darum also halte ich die neue Mode in der Schulmeisterei für — ruchlos.

Wenn sonst Einem ein Experiment mißlingt, wobei der Eine oder Andere scheelsüchtig, krummbeinig oder sonstwie krüppelhaft wird, da ist von Seite der Polizei ein tagelanges Abwägen der angewandten Vorsicht, um das Maß der Schuld herauszubekommen, die der Experimentenmacher an dem Krüppel sich auf's Gewissen geladen. Und ich heiße das gut; es soll jeder aufpassen, der Experimente macht. Aber ein viel größerer Schade ist's, an der Seele zum Krüppel experimentirt zu werden, als am Leibe. Denn weit häßlicher ist ein verrücktes Herz, als ein verrücktes Bein, und welch ein Schade, wenn eine Seele nicht mehr sieht und hört! Daher sollte die Polizei nicht erst warten, bis einer wirklich an den Kinderseelen ein verfehltes Experiment gemacht, sondern Keiner sollte die Erlaubniß erhalten, da zu experimentiren, der nicht volle Garantie bietet, daß ihm die Sache nicht mißlingt. Da ist es aber wirklich unerhört, mit der Polizei und ihrem Vater, dem modernen Staat! Er und sie, und sie und er — erlaubt nicht blos, sondern befiehlt sogar, solange an den Kinderseelen herumzuexperimentiren, bis sie zum wahren vollen Menschen, zum Menschen mit Religion, d. h. zum Christen — verkrüppelt sind. Denn das wird doch kein Vernünftiger läugnen wollen: die neue Mode in der Schulmeisterei ist weiter nichts als ein Experiment, und zwar ein ganz verfehltes Experiment, das die jungen Seelen zu lauter Krüppeln schlägt. Kein Wunder also, daß, wenn es mit der neuen Mode so fortgeht, die geraden und gesunden Menschenseelen immer seltener werden.

Die Pfuscherei ist nirgends am Platz, am wenigsten aber in der Schulmeisterei, denn in dieser Werkstatt arbeitet der Künstler, — er ist Bildhauer von Profession! — nicht in todtem Stoff, nicht in Holz und Stein, nicht einmal in Silber und Gold, nein, er gräbt und sticht und malt und zeichnet auf lebendige Leinwand, auf die unsterbliche Kindesseele. Er arbeitet nicht nach überspanntem Plan, nach schnörkelhafter, monströser „Conception", nein, sein Ideal und Musterblatt, nach dem er schafft und bildet, ist Christus, dessen Bild gleichförmig zu werden nach St. Pauli Dafürhalten aller Menschen Bestimmung ist; ja, sein Modell, das er bei seiner Bildhauerei zu Grunde legt, ist der dreieinige Gott, dessen Aehnlichkeit und vollendetes Ebenbild in den Menschen wieder herzustellen, als Hauptberuf aller Schulmeisterei auf dem Gewissen liegt. Bekanntlich hat das Menschengeschlecht bei seiner ersten Lustpartie im Paradies, in Folge großer Unachtsamkeit auf Gottes Warnung, einen bösen Fall gethan und dabei das Ebenbild Gottes in sich stark geschädigt, die Gottähnlichkeit ganz verwischt, das Ebenmaß im Grundriß zerstört, den Farbenschmelz abgestreift, das ganze Bild entstellt.

„So wenig nun aber, sagt da der alte Görres schön, im sturmbewegten Meere sich ein reines und klares Bild des Sternenhimmels spiegelt, so wenig mag jetzt in der gefallenen Menschennatur das Bild der Gottheit widerstrahlen: verschoben, verzogen, verzerrt von jeder Leidenschaft scheint das Conterfei spottend das Urbild zu parodiren." Es hat also Jeder, der in Schulmeisterei macht, im Sinn zu behalten, daß sie die Aufgabe hat, der Kirche bei Ausbesserung und Herstellung der schadhaften Ebenbilder Gottes mitzuhelfen. Und wenn es auch bislang mit dem Gehalt für jene, die sich in dieser Bildhauerei hervorthun, d. h. für die christgläubigen Schulmeister auf Erden knapp herausgeht und es ihnen alleweil begegnet mit ihrer Hoffnung auf Zulage, wie jenem alten Lieutenant mit dem Räthsel: „Es ist im vergangenen Jahre nicht gekommen, im laufenden ist's nicht da und im folgenden wird's nicht kommen," der nämlich nach einer kleinen Pause seinen Kameraden die Lösung zurief: „Brüder, ich hab's! Das ist unser Avançement!" —: so ist die Aussicht der guten Schulmeister auf Gehalts- oder besser Standes-Erhöhung im Himmel bei unserm Herrgott um so größer. Denn beim Propheten Daniel 12, 3 kann es Jeder lesen, was den rechtschaffenen Schulmeistern vorbehalten ist, nämlich: Qui ad justitiam erudiunt multos, die Viele zur Gerechtigkeit erziehen, fulgebunt quasi stellae, werden glänzen wie Sterne, in perpetuas æternitates, auf ewige Zeiten!" — Das ist aber gewiß nichts Kleines für einen Schul-

meister, als Stern erster Größe am Himmel zu glänzen, während vielleicht der Schulinspektor, der Kreisscholarch, der Kultusminister, die so gern dem Lehrer das Leben sauer machen, ihm nachschimmern, wie der matte Schein eines verlöschenden Kometschweifes. Daher haben denn auch die Schulmeister nach der alten Mode am liebsten — nicht im Wirthshaus, sondern in der Schule, nicht mit glaubens- und sittenlosen Lumpen, sondern mit den unschuldigen Kindern, nicht im Kreise vieler Zecher, sondern im Kreise der heiligen Schutzengel, die mit den Kindern in die Schule gehen, in Gegenwart Gottes und seines allsehenden Auges verkehrt, haben den Kindern alleweil und alleweil das ewig schöne Lied vom süßen Heiland, dem göttlichen Kinderfreund, dem Welterlöser und wahren Sohn Gottes vorgesungen und haben dabei den größten Theil des Tages Harm und Kummer gern vergessen, wo es ihnen doch auch mühsam vonwegen schmalen Gehaltes herausgegangen ist. Freilich haben sie auch keine Freude gehabt an schlechten Zeitungen, noch am Fortschritt und Unglauben, noch am Zwist und Hader mit dem geistlichen Herrn in der Kirche, und haben auch ihre Kniee gebeugt, wenn sie an unserm Herrgott im Tabernakel vorbeigegangen sind. Die neue Mode aber, die ich meine, ist weiter nichts, als eine arge Pfuscherei in der Kunst, mit Hilfe der Schulmeisterei — verwüstete Ebenbilder Gottes auszubessern und herzustellen. Denn in dieser Mode wird der Schulmeisterei der wahre Beruf genommen und ein falscher unterschoben. Der Jugendbildner hat nicht mehr Gott, nicht mehr Christus zum Vorbild und Ideal, sondern weiß Gott was für einen glaubenslosen, aufgeklärten Freimaurer, der ißt und trinkt und Gott nicht dankt, und nach solchem Muster soll der Schulmeister die Kinderseelen bilden! — Er soll die Kleinen über die Dinge aufklären, aber vom Urheber der Dinge schweigen; er soll mit den Kindern rechnen, aber ihnen beileibe nicht sagen, von wem die Tafel, auf der sie rechnen, und der Griffel, womit sie rechnen, herkommen; er soll mit ihnen über Vieles, erschrecklich Vieles verhandeln, über Buchstabiren, Schönschreiben, Zeichnen bis zum Landschaftaufnehmen und Fabrikentwerfen, über Geschichte nach vorn und nach hinten, nach altem, neuem und neuestem Zuschnitte, über Naturlehre, Mechanik, Dung und Mistjauche, über Naturgeschichte mit Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich, über Geographie, mathematische, physische und astronomische, bis sie alle Länder, Städte, Berge, Flüsse und Meere auswendig hersagen können, über Patriotismus und bayerische Geschichte von Anfang bis zu Ende, über Gewichte, Maße und Münzen, über Literatur, Gedichte aus Göthe und Schiller, über Singen, Notentreffen und Takthalten,

über Sticken, Nähen, Tanzen und Turnen, über Französisch und Deutsch bis zum Redehalten, und außerdem über viele andere Dinge und Fertigkeiten, so daß mancher verzweifeln würde, nochmals als Kind auf die Welt zu kommen und in die Schule zu müssen; aber er soll sich nicht beigehen lassen, von Gott und der Religion mit den Kindern zu reden, und wenn er's thut, so soll er's thun, daß es der religiösen Gleichgiltigkeit und ihrem Vetter, dem Unglauben, nicht schadet. Also ist es um die neue Mode in der Schulmeisterei bestellt.

Darum halte ich, wie gesagt, keine der neuen Moden so ruchlos als die in der Schulmeisterei. Die übrigen neuen Moden pflegte ich nun bisher am Ende des Lesestücks auszupfeifen. Was also soll ich der neuen Mode in der Schulmeisterei für eine — Schande erweisen, um sie gehörig an den Pranger zu stellen? auspfeifen? das ist wahrlich für solch ein Stück moderner Staatsthorheit zu gering. Ich will deßhalb einige Merks sammt ihrer Adresse diesem Kapitel anfügen.

Erstes Merks an die Staatslenker.

In jeder Kindesbrust liegt nicht blos das Saatkorn der Tugend, sondern auch ein ganzer Eierstock des Lasters versteckt. Ohne den Einfluß der Religion aber stirbt jenes ab und dieser wächst aus; die Lastereier sind unter der Brutwärme unsrer argen Zeit schnell ausgebrütet und alles mögliche Ungeziefer kriecht aus dem bösen Nest an's Tageslicht hervor, Schlangen, Kröten, Maulwürfe und Heuschrecken, werden ein Landesschade, schlüpfen, wie sie weiland im Reiche Pharao's, des Verstockten, gethan, in die Königspaläste, nagen die Throne an, wühlen die Grundpfeiler der Ordnung um, tragen die Wand der Scham und Gottesfurcht ab, beißen die Fürsten zum Lande hinaus, so daß dem Staate, wo man diese Eierstöcke hegt und pflegt, um mit dem Bruder Berthold von Regensburg zu reden, „nimmer Rath wird.“ Es ist also mit der neuen Mode in der Schulmeisterei, welcher der Religion das Messer an den Hals setzt, eine gar bedenkliche Sache. Videant Consules!

Zweites Merks an die Väter und Gevattersleute dieser neuen Mode, an die Kultusminister und liberalen Kammerhelden.

Weil ich die Sache in dem ersten Merks etwas ungeschickt und plump gemacht, so will ich in diesem Merks einen Andern

reden lassen, der es besser macht. Von Keinem hab ich's aber bis jetzt besser gehört, als von dem Riehl da in München. Ihm also will ich diesmal das Wort lassen. Er aber sagt so: „Der proletarische, verschrobene Schulmeister ist gar oft der böse Dämon, der Mephisto des heruntergekommenen Bauern gewesen. Er hat seiner Bestialität Ziel und Bahnen gewiesen, er hat zumeist die Rolle übernommen, welche der aufhetzende verkommene Literat in den Städten gespielt. Die Wirksamkeit einer großen Zahl badischer Dorfschullehrer beim Einfädeln und Durchführen des badischen Aufruhrs 1848 ist bekannt. Lehrreich dürfte es sein, ein Fragment aus der Kriminalstatistik des Herzogthums Nassau daneben zu stellen. In diesem Ländchen saßen im Sommer 1850 acht Schullehrer — d. h. beinahe ein Procent der gesammten Lehrerschaft — gemeiner Verbrechen angeklagt, in dem Gefängniß. Auf fünf derselben lastete die Anklage des Meineides und Betruges, darunter der unerhörte Fall, daß Einer ein förmliches Institut zum Ausschwören falscher Eide errichtet hatte, und arme verführte Landleute für diesen Zweck gegen ein Billiges vermiethete; der sechste war des Versuchs der Unzucht gegen seine eigenen Schulkinder angeklagt, der siebente des Mordes eines von ihm geschwängerten Bauernmädchens, der achte der Urkundenfälschung. Würde die gesammte erwachsene Bevölkerung Nassau's ein gleiches Procent wie damals der Lehrerstand in die Kriminalgefängnisse geliefert haben, so hätten dieselben beiläufig zweitausend Insassen beherbergen müssen; die Zahl der Kriminalgefangenen soll aber nie über hundert gestiegen sein; von sämmtlichen Kriminalgefangenen fielen also acht Procent auf den Lehrerstand. Von der großen Zahl politischer und religiöser Wühler unter den Schulmeistern, die theilweise durch Dienstentsetzung bestraft wurden, soll hier nicht einmal die Rede sein, da keine Zahlenangaben zu Gebote stehen. Jedenfalls würde sich hier das Verhältniß noch auffallender herausstellen." Nun aber verbietet, um dem Riehl ein wenig in die Rede zu fallen, die christliche Religion solche Verbrechen sammt und sonders, wie es da in unserm Herrgott seiner Hausordnung, die er unter Blitz und Donner auf Sinai seiner Zeit bekannt gegeben, zu ersehen ist. Die nassauischen Schulmeister und ihre sonstigen Collegen sind also nicht wegen Ueberflusses, sondern wegen Mangels an Religion, nicht wegen zuviel, sondern wegen zu wenig Religion Verbrecher geworden und in's Zuchthaus gekommen. In der neuen Mode aber, die ich meine, ist von Staatswegen sorgsamst vorgesehen, daß nicht nur die Kinder, sondern auch die Lehrer an Religion zuwenig, an Religion Mangel bekommen. Wartet also

nur, was euere neue Mode in der Schulmeisterei für Aepfel bringt! Ihr werdet sehen, der Prediger hat recht, wenn er meint: „Was ist das, so gewesen ist? Eben das, was wieder sein wird! Was ist das, so geschehen ist? Eben das, was wieder geschehen wird! Denn es ist nichts Neues unter der Sonne!“

„Aber, (will ich da den wackern Hochschulmeister Riehl wieder reden lassen), nicht der an sich so ehrenwerthe und schlecht gelohnte Lehrerstand als solcher trägt die Schuld an alledem, sondern fast lediglich die verkehrte Politik (oder Staatsgescheidtheit), welche den Lehrer, der unter Bauern wirken soll, zu einem in Halbbildung überbildeten Proletarier der Geistesarbeit erzieht. . . . Unsere Lehrerpflanzschulen reißen den Zögling, der doch meist ein Bauerjunge ist, künstlich aus dem Bauernstande. Statt dessen sollten sie ihn, nur im erhöhten Grade, erst recht in dessen eigenstes Wesen einführen. Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erbstück aus dem Nachlaß der alten, ausebnenden Rationalisten. Es gibt keine allgemeine Volksbildung, je tiefer vielmehr die Bildung in das eigentliche Volk geht, um so schärfer gliedert, spaltet, besondert sie sich. Der Dorfschulmeister ist nicht da, um ein pädagogisches System zu verwirklichen, sondern um den Bauersmann in seiner ächten Art verwirklichen zu helfen. Die meisten Dorflehrer fühlen sich darüber unglücklich, daß sie in ihrer Umgebung auf dem Lande keinen Menschen finden, mit dem sie sich auf ihrem „Bildungsstandpunkte“ geistig austauschen könnten. Dies ist die sicherste Probe, daß ihr Bildungsstandpunkt für ihren Beruf der verfehlteste ist, denn wäre er das nicht, so müßten sie gerade in der frischen Natur des Bauern das beste Element zum Austausch ihrer Gedanken finden.“ „Aus dem Bauernstand hervorgegangen, (fügt er anderswo bei), lebten die Dorfschulmeister früher in und mit demselben, und ihre Lehre ging eben auch nicht weit über die Bauernweisheit hinaus. Allein der Bauer sollte „über sich selber hinausgehoben“ werden. (Das ging aber nicht ohne „über sich selbst hinausgehobene Instruktoren.) Daher muß freilich zuerst der Lehrer über sich selbst hinausgehoben werden. Auf einer sogenannten Musterschule wird ihm eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch wieder alle Grundlage fehlt; der Bauer wird in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete kann nur halb an dessen Stelle gepfropft werden. In dem neuen „Herrn Lehrer“ ist nun doch der alte „Dorfschulmeister“ in der That über sich hinausgehoben, d. h. er erscheint jetzt nicht selten wie ein studirter Bauer, der vor Gelehr-

samkeit übergeschnappt ist. Und diese ächt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufes durchbrechen will, wird durch die Schulmeister den Bauern eingeimpft. Der Schullehrer sucht natürlich den Zustand der Halbbildung, zu welchem er übergegangen, auch den dummen Bauern mitzutheilen und dieselben von alten Bräuchen und Herkommen gründlich zu befreien. Dadurch wird gewöhnlich Zwiespalt im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollen von dem neumodischen Schullehrer nichts wissen und pflegen ihn stark über die Achsel anzusehen; die jüngere Genossenschaft der Schüler dagegen schaart sich desto treuer um ihn, oder macht ihm wenigstens nach. Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfes aber macht den ehrgeizigen Schulmeister vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn verbessern, heben wollen, und er ist mit einemmale ein Proletarier geworden, ein Proletarier der Geistesarbeit, der den Bauern leibhaftig zeigt, was eigentlich ein modern zerfahrener und weltverbitterter Mann ist, der die Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft in Person darstellt. Erst in neuester Zeit wurde es durch unwidersprechliche Thatsachen den Regierungen einleuchtend, daß sie sich bei der verkünstelten Bildung der Schullehrer eine ganze Armee von Staatsproletariern erzogen, daß sie das nämliche Gespenst, welches sie in dem Literatenthum so über die Maßen fürchteten, in den Schulmeistern selber heraufbeschworen haben. Denn der verschrobene Dorfschulmeister trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Literaten (er schreibt darum auch so gerne in Zeitungen, oder läßt ein Buch oder ein Notenheft im „Selbstverlag“ erscheinen), — nur daß die Stellung des Lehrers weit einflußreicher und wichtiger ist, denn ihm ist fast ausschließlich die Macht gegeben, wenigstens einen Theil des sonst so spröden Bauernvolks aus dem gewohnten Kreislauf der Sitte und des Herkommens herauszureißen. Nach den letzten Revolutionsjahren sahen wir Schullehrer vor Standgerichte gestellt, vor Assisen abgeurtheilt, in Disciplinaruntersuchung verwickelt, haufenweise ihres Dienstes entlassen. Was der bureaukratische Staat an sich selber zu strafen hatte, das mußten jetzt die einzelnen ausbaden. Glaubten doch bis zur Revolution die Regierungen den Schulmeister gar fest im Zügel zu haben, *entzog man ihn doch sonst mehr und mehr den Einflüssen der Kirche*, um ihn desto ausschließlicher von der Kanzlei aus bestimmen zu können! Man wird gar lange wieder schulmeistern müssen, bis die ätzenden, auflösenden Einflüsse, welche durch das Lehrerproletariat unter das Bauernvolk gebracht wurden, völlig hin-

weggeschulmeistert sind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen." Schönen Gruß also an jene, die mit modernen Schulgesetzen der Niederkunft nahe stehen, und die freundliche Bitte, die Auslassung Riehl's zum Stoff ihrer Morgenbetrachtung wählen zu wollen!

Drittes Merks an die neumodischen Schulmeister.

Gibt es da heutzutage gar viel Kümmerniß, daß jene, die um die Menschheit Verdienste haben wollen, einen Denkstein auf den Kirchhof, oder gar an ein Straßeneck gestellt bekommen, wie auch absonderlich in den großen Städten derlei „Monumenter" stehen. Da bin ich aber der Ansicht, daß mancher alte Dorfschulmeister, der es mit sich und seinem Stande gewissenhaft und christlich genommen, um die Menschen ein größeres Verdienst hat, als manch Anderer, der sich viel darauf zu Gute gethan, daß er an keinen Gott geglaubt und auf's Christenthum nicht viel gehalten, im Uebrigen aber viel Spektakel in der Welt angerichtet hat. Man ist freilich alleweil gern geneigt, das Verdienst nur nach dem Lärm zu bemessen, das Einer in der Welt von sich gemacht hat, und nach dem Geschrei, das über ihn unter den Leuten geht. Das aber halte ich manchmal weitab von der Wahrheit irregegangen. Und wie ich, meint's gar auch der edle Möhler, der da weiland Professor in München gewesen ist und sagt: „Wir müssen eine doppelte Geschichte unterscheiden, eine innere und äußere, eine bekannte und unbekannte, die bekannte kennen wir jetzt, die unbekannte wird uns wohl erst beim letzten Gericht bekannt werden. Viele, die jetzt ein gewaltiges Aufsehen machen, werden, wenn einmal die innere Geschichte hervortritt, unendlich klein sein gegen solche, von denen wir jetzt gar nichts wissen. Diese sind gleichsam die Welterhalter. Hierher gehören aber freilich nicht blos die Mönche; auch der Kirchhof des kleinsten Dorfes hat solche Männer." Oder sind das schon große Leute, die da viel reden? — Das meint aber der Carlyle nicht, denn er sagt: „O die großen stillen Menschen! Umherblickend auf die geräuschvolle Leerheit der Welt, mit Worten von geringem Sinn, Thaten von geringem Werth, wendet sich der Gedanke gern zu dem großen Reiche des Schweigens. Die edlen und stillen Menschen, hier und da ausgestreut, jeder in seinem Gebiete, still denkend, still wirkend, von denen keine Zeitung meldet, — sie sind das Salz der Erde." Daher wäre in manchem Dorfe, und zwar mitteninne auf dem schönsten Platze, ein Denkmal, auf einen alten Schulmeister lautend, bei dem vielleicht Bürger-

meister und Schöffenräthe sammt und sonders in die Schule gegangen und mores gelernt, besser am Platze, als manch eherner Gaul in einer Residenz sammt dem eisernen Reiter, der jenen am Zaume hält. Da wird es aber noch lange dauern, bis die Welt diese wahrhaftige Bemerkung einsieht und ihre Versäumniß an den alten guten Schulmeistern nachholt, und das Alles von wegen ihrer Schwerhörigkeit und Kurzsichtigkeit. Daher wird es noch auf lange hinaus so geschehen, wie es der alte Schulmeister von Weilerbach, (vor dem ich aus großem Respekt meinen Hut abnehme), geweissagt, daß die alten Schulmeister zur öffentlichen Anerkennung ihrer Verdienste beim Begräbniß — drei Schaufeln voll Grund auf's Maul, aber kein Denkmal — bekommen.

Diese vergangene und zukünftige Versäumniß der undankbaren Welt hindert nun freilich mich nicht, den guten gläubigen Lehrern gerecht zu sein und hier zu constatiren, was die Welt ihnen schuldet. Daher hoffe ich denn auch, daß sie das Merks, das ich ihnen hierhersetze, nicht mißverstehen, sondern in wohlmeinendem Sinne aufnehme, wie ich es in wohlmeinendem Sinne herschreibe. Nun vermags allerdings der Riehl von München, der es trotz seiner obigen Erörterung doch mit den guten Lehrern gut meint, gescheidter zu sagen als ich. Daher will ich abermals mit seinen Worten das Merks an die Schulmeister richten. Er aber räsonirt so: „Das Beamtenelend ist nichts neues. In früherer Zeit waren die kleinen Stellen der öffentlichen Diener noch viel schlechter ausgestattet als heutzutage. Die Subalternbeamten lebten dazu in einer persönlichen Abhängigkeit, welche sich mit unsern Begriffen von der Würde des öffentlichen Dienstes durchaus nicht reimen läßt. Weil jetzt das Schullehrerproletariat so häufig als das schwärzeste Nachtstück modernen socialen Jammers hingestellt wird, so dürfte es vielleicht lehrreich sein, dessen frühere Zustände dagegen zu halten. Vor drei Jahrhundert hatte der Schullehrer in der Hauptstadt des Nassau-Weilburgischen Landes einen Jahresgehalt von zwanzig Gulden und war dabei nicht von der Gemeinde angestellt, (was den modernen Schulmeistern doch schon wieder als etwas unwürdiges erscheint), geschweige denn vom Staate, sondern vom Scholaster, der den Schulmeister miethete und den Scholastergehalt — für sich bezog. Ein solcher Dienst war, wie fast alle Kirchen- und Staatsdieneranstellungen damaliger Zeit, vierteljährig kündbar; also war an das, was wir etwa „ein festes Brod“ nennen, gar nicht zu denken. Der Gehalt wurde nicht regelmäßig ausbezahlt, sondern der Lehrer selber mußte ihn eintreiben, wobei er in der Regel abermals zu kurz kam; ein Theil des Gehaltes, der von den Schul-

kindern in der Form von Schulgeld gesteuert wurde, konnte fast nie ganz beigetrieben werden. An vielen Orten hatte der Schullehrer zugleich die Kost (das Rundessen bei den reicheren Bauern) und einen Sommer- und Winterrock als Theil seiner Besoldung, wodurch er dem vermögenderen Theil der Gemeinde gegenüber schier auf eine Bank mit dem Gesinde kam". Wo es nun aber so, (um dem Riehl ein Bischen in's Wort zu fallen), um den Schullehrer bestellt gewesen, haben sich freilich die reichen Bauerntöchter nicht so um ihn „gerissen", um „Frau Lehrerin" zu werden, noch haben es die Alten gern gesehen, wenn der Schulmeister bei ihnen an's Freien gegangen ist, wie es derweil manchmal Streit und Partei in der Gemeinde absetzt von wegen des „Gerißes", den Schulmeister zum Tochtermann zu bekommen. Daher finde ich es ganz begreiflich, wie sich ein Bauer aus jener Zeit folgende Gedanken machen konnte:

„Wann's wohr wär, daß mein Annekät
Werklich e Ag uff den Schulmänschter hätt;
Wann sich in Arnst so ebbes uff ded klebre,
Kotz Helle Dausend Krenk, wie wollt ich deß kurreere!
Wie wollt ich dem, ech bräucht kän Apethekerschdroppe,
Die Heirathsbosse aus de Rippe kloppe!
Do geb ichs ehnder noch meim Knecht,
Als so-me Elendskloh, der met der Fedder fecht.
Dann wer sich heit zu Dag zum Schulmänschter versteht,
Dar hot vun selbscht 's Gelibbt der Armuth abgelebt. . ."

„Die Klage über das Schullehrerelend also ist sehr alt, meint der Riehl weiterhin. Im Jahre 1848 gab es Gemeinden, die ganz treuherzig glaubten, die Schullehrer gehörten zu den abgeschafften öffentlichen Lasten, und demgemäß einkamen, daß man ihnen mit den übermäßigen Steuern auch die Lehrer wegnehmen möge. Auch diese Würdigung des öffentlichen Dienstes ist durchaus nicht neu. Sie ist vielmehr nur ein ganz abgeschwächter Nachklang jener abhängigen Stellung, zu welcher früher selbst weit höher gestellte Beamte sich bequemen mußten, und, ohne darum gleich die Gesellschaft zertrümmern zu wollen, sich auch wirklich bequemten."

Nun wär's freilich ein schlechter Trost, ein kleines Elend mit einem Hinweis auf ein größeres Elend trösten zu wollen. Darum, fährt der Riehl fort, „führe ich diese geschichtliche Parallelstellen nicht etwa als einen Trost für das moderne Schullehrer- und Beamtenproletariat überhaupt an, wodurch ich in die Logik jenes Weltweisen verfallen würde, der ein unglückliches Weib damit trösten will, daß er ihr vorhält, wie es vor ein paar tausend Jahren der

Hekuba und Niobe noch weit schlechter ergangen sei als ihr. Ich möchte vielmehr deutlich machen, daß es nicht die Armuth, nicht die abhängige Stellung an sich ist, was so viele Schullehrer und Beamte dem vierten Stande, dem Proletariat, und dem Kampf gegen die historische Gesellschaft zuführt. Die modernen bureaukratischen Ideen und Idole mußten erst hinzutreten, um den Widerspruch der Ansprüche des kleinen Beamten an Staat und Gesellschaft mit seinen materiellen Mitteln so schneidend zu machen."

Das ist nun aber etwas gelehrt und sieht darnach aus, gar nicht oder doch mißverstanden zu werden. Daher will ich noch einen oder den andern Satz aus dem Riehl als Erläuterung zum Besten geben, als da ist zum Exempel: „Jeder Gelehrte, jeder Beamte, jeder Schullehrer sollte sich's wohl merken, daß Paulus nicht bloß der eifrigste und begeistertste Apostel, sondern auch nebenbei ein Teppichwirker gewesen ist", der sich trotz seiner Standesehre, möchte ich beifügen, nicht für zu „vornehm" hielt, durch materielle Arbeit sein „Brod" zu verdienen. „Der Schulmeister in alter Zeit klagt oft genug, daß all sein Brod „vorgegessen" sei, und doch zählt er bei weitem noch lange nicht zum Beamtenproletariat. Er ist ein Bürgersmann, wenn auch ein armer, er macht keine besonderen Ansprüche wegen Standesrang und Standesehre, er ist vom Scholaster abhängig, und doch fühlt er sich als Bürger, und weiß, daß und wo er seine feste Stellung in der Gesellschaft hat, und wenn er nur 20 Gulden Gehalt jährlich bezieht, so macht die Gesellschaft auch nur für 20 Gulden Ansprüche an ihn, nimmt es ihm nicht übel, wenn er durch andere Arbeiten sich noch einen Taglohn verdient, und er braucht sich nicht reicher und vornehmer zu heucheln, als er wirklich ist. Der moderne Unterbeamte aber, dessen Brod „vorgessen", der neumodische Schulmeister ist ein hochstudirter Mann, dem der Traum von allerlei Rang und Würde auf Stempelpapier oder wenigstens auf sein Abgangszeugniß nach bestandener Prüfung dekretirt worden ist, der vielleicht 200 fl. Gehalt bezieht und für 400 fl. „Standesaufwand" machen muß, der im Bürgerstande nicht mehr leben will, vielleicht in Folge bureaukratischer Verordnung im Bürgerstande nicht mehr leben soll, im Beamtenstande aber nicht leben kann."

Solch ein Stand aber, wo Einer zwischen Zuwenig zum Leben und Zuviel zum Sterben in der Mitte hängt und in der Schwebe gehalten wird, ist ein peinlicher Nothstand, der das Murren und Klagen aus dem Mißmuth ausbrütet. Kein Wunder

also, daß dann Stiefvater Staat und Stiefmutter Gesellschaft mit dem Vorwurf der Ungerechtigkeit traktirt werden. Da muß ich aber mit Verlaub abermals den Riehl citiren, der da meint: „Es ist eine landläufige Ansicht, der Staat sei verpflichtet, jedem Landeskind, welches studirt und sein Examen cum laude bestanden hat, auch eine standesgemäße Existenz zu sichern, und wenn dies der Staat nicht sofort kann, so kommt ein Unrecht gegen den Einzelnen zu Tag, welches in gangbarer Begriffsvertauschung zu einem Unrecht der bürgerlichen Gesellschaft gegen den Einzelnen umgewandelt wird.“ Mit dieser Ansicht aber sei es nicht richtig, wahrscheinlich weil da alle oder doch die meisten Landeskinder auf einmal studiren, ein Examen machen und dann als ein Recht verlangen könnten, daß der Staat ihnen eine standesgemäße Existenz sichere; wo aber das hinausliefe, mag Jeder sich selbst ausmalen; sicherlich gäb's am Ende mehr Regierer als Regierte im Lande; wer aber könnte es dann aushalten? wer alle ernähren, d. h. standesgemäß besolden? Daher sagt gar der Riehl dem Staat in's Ohr: „Den proletarischen Unterbeamten ist nur dadurch mittelbar und auf dem langsamsten Wege zu helfen, daß das Uebermaß der geistigen Arbeit überhaupt vermindert und die Ehre der materiellen Arbeit mehr und mehr gesteigert werde“, das heißt zu deutsch: „dem übermäßigen Anwuchs des Beamtenproletariats läßt sich nur durch äußere Repressivmaßregeln ein Ziel setzen, denn in dem Maße, als man die Stellen für die Anfänger dotirt, wird auch der Zudrang zum Staatsdienste, zum Amte wachsen.“ Schließlich citirt er gar noch den alten Michael Ignaz Schmidt, der in seiner „Geschichte der Deutschen“ von den Hofnarren sagt: „Da die Narrheit anfing, ein Amt zu werden, vervielfältigte sich diese Klasse von Leuten so sehr, daß man endlich gezwungen war, von Reichswegen dem ferneren Anwuchs Einhalt zu thun“. Die Schulmeisterei ist aber freilich keine Narrheit, sondern ein hartes saures Stück Arbeit, aber sie ist längst und zwar mit Hilfe bureaukratischer Kurzsichtigkeit — ein Amt geworden. Daher vervielfältigte sich im Lande nicht blos die Schule in deutsche, lateinische, niedere, mittlere, höhere, Gewerb-, Musik-, Kunst-, Handels-, Landwirthschafts-, Hochschule, sondern auch die Klasse der Schulmeister so sehr, daß man jetzt gezwungen ist, von Staatswegen wenn nicht dem ferneren Nachwuchs Einhalt zu thun, so doch die vorhandenen und selbst auch die zukünftigen — Hunger leiden zu lassen.

Nun bin ich aber von jeher dem Schulmeisterstand ein guter Freund gewesen und wenn es auf mich ankäme, hätten die Schul-

meister längst ein dickes Einkommen. Darum mag ich mein Dafürhalten nicht dem Staat, sondern den Lehrern in's Ohr sagen: „Wenn Ihr wieder auf die Welt kommt, werdet keine Schulmeister, und wenn Ihr's werdet, werdet keine modernen Schulmeister, die im Beamtenstand leben und neben der Schulmeisterei weder ein Handwerk noch den Ackerbau treiben wollen, sondern werdet Schulmeister von alter Mode, die sich nach ihrer Decke zu strecken wissen! — Werdet keine Schulmeister! — habe ich gesagt; denn, nehmet es mir nicht übel, wenn ich es heraussage, Euer Stand ist unnöthiger in der Welt, als man heutzutage glaubt; die Menschheit hat sich lange Zeit beholfen ohne Euch; Ihr werdet sehen, sie wird sich wieder behelfen ohne Euch; und was solltet Ihr der Welt den „Narren machen", wenn sie Euch nicht dafür bezahlen will? Eure Arbeit? — wir thun sie selbst!

Noch ein Anhängsel hintennach. Der Klage wegen zuwenig Gehalts geht in der Schulmeisterei zur Seite nebenher die Klage wegen zuviel Aufsicht. Und es ist auch wahr: der Pfarrer sieht auf, der Bürgermeister sieht auf, der Ortsschulrath sieht auf, der Gemeinderath sieht auf, der Amtmann sieht auf, die Regierung sieht auf, der Inspektor sieht auf, der Kultusminister sieht auf. Es ist ein Bischen viel. Aber die Schule ist auch eine Schachtel, worin die theuersten Kleinodien stecken, welche Kirche, Staat und Familie hat: die unschuldigen Kinder. Auf Edelsteine aber hat man Acht, und kluge Schatzmeister selbst heißen es im Interesse ihrer Ehre gut, daß man sie und die Edelsteine controlirt. Es ist also mit der Aufsicht ein wenig viel, ich gesteh' es ein, aber nicht zuviel!

Nach alter Sage bekommen es die Leute sicher einmal gut, auf deren Häuser die Störche ihr Nest sich angebaut. Das pflegen aber diese Frühlingsboten gern den Schulmeistern zu thun: sie bauen ihnen auf den Schornstein ein Nest. Und wie gut sie es mit den Schulmeistern meinen, lese ich heute in der Zeitung; auf dem Schulhause, worin mein Freund, der gute alte Schulmeister Neumann von Katzweiler gewohnt, hatte wohl dreißig Jahr ein Storchenpaar sein Nest; als es aber vor einigen Monaten mit ihm unten zum Sterben kam, hackten sie oben ihre Eier auf und zogen fort. Seid also getrost, ihr verkannten Schulmeister, Ihr bekommt's noch gut, — wenn nicht in dieser, doch sicher in der andern Welt: „Die Viele zur Gerechtigkeit erziehen, werden glänzen wie Sterne auf ewige Zeiten!"

Von der neuen Mode in Sachen der Sonn- und Feiertage.

Vom Uhland, seines Zeichens ein Dichter und dabei rechtschaffener Schwabe, datirt der Text her in dem bekannten Sonntagslied:

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.
Anbetend knie' ich hier,
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir!
Der Himmel nah und fern,
Er ist so still und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!"

Und die Melodie, sie ist „amüsant und allerliebst". Nun habe ich, da ich nicht aus der Familie der Menschenhasser bin, von jeher eine schöne Melodie gut leiden mögen, und den schönen Text auch, obschon es nicht immer ein Kirchentext war. Daher habe ich zu Zeiten studirender Bänkehockerei bei diesem Sonntagslied gerne singend und hörend mitgethan, doch auf die Bedingung hin, daß der Text nicht in sensu exclusivo, um es gelehrt zu sagen, genommen, daß der „Tag des Herrn auf weiter Flur" nicht vor, ja, nicht einmal neben, sondern hinter den „Tag des Herrn in der Kirche" gestellt wurde. Denn ich halte es, weil Schand und Spott gewohnt, strenge mit den Ultramontanen. Die bekannte Ausrede aber, der Sonntag „auf weiter Flur" oder der Sonntag „in freier Natur" sei gerade so gut, als der Sonntag in der Kirche, ist nicht ultramontan. Denn für's Erste ist, seit es Ultramontane gibt oder das Christenthum in der Welt ist, also seit Anno 1, der Sonntag nicht mehr an die Liebhaberei der Spaziergänger und Ausflugmacher, sondern an das Kirchengebot gehängt: „Du sollst alle Sonn- und Feiertage die heilige Messe mit Andacht hören". Die heilige Messe wird aber nur in seltenen Fällen „auf weiter Flur" gefeiert; in der Regel wird sie in der Kirche abgehalten. Zudem hat unser Herrgott den Sonntag für sich und zu seiner Pläsir in Beschlag genommen und hat verordnet, daß man es an diesem Tage mit dem Menschendienst sein lasse und sich mit dem Gottesdienst abgebe; denn sechs Tage haben die Menschen Zeit, zu ihrem Vergnügen Parade zu machen; am Sonntage aber sollen sie

die Parade Gott zu Ehren halten. Niemand hat aber ein Recht, unserm Herrgott in Seine Haushaltung hineinzureden und in Seiner Hausordnung beliebig Abänderungen zu treffen. Das sind Seine Sachen. Daher hat es vorläufig mit der Dienstordre, wie sie unser Herrgott für den Sonntag festgesetzt, sein Bewenden, und die Sonntagsparade ist genau nach dem Reglement abzuhalten, wie Er es für die Menschen erlassen. Gottes Dienstordnung für den Sonntag lautet aber dahin, wie schon oben gemeldet, daß Jeder sich rechtzeitig bei der heiligen Messe, also in der Kirche einfinde, und hintendrein erst sich „allein auf weite Flur" begebe und allda auf seinem Sonderwege bete. Denn mit der polizeilichen Handhabung der Dienstordnung Gottes ist die Kirche beauftragt. Sie aber hat aus wohlweisen Gründen den Sonntag in das Haus des Herrn, d. h. in die äußere, wirkliche, lebendige Gemeinschaft der Christen, die um das allerheiligste Sakrament des Altars im unbefleckten Opfer der hl. Messe herum „in ein Herz und eine Seele" gesammelt ist, gestellt, damit sie im Namen Christi beisammen, Er somit wie er's verheißen, wahrhaft, wirklich und wesentlich, als bester Gemeinderath, als weisester Ortsvorsteher, als allmächtiger Bürgermeister in ihrer Mitte zugegen sei und über ihre Angelegenheiten mit ihnen rathe und thate.

Es bleibt also dabei, für die Ultramontanen vornweg, daß der Sonntag in der Kirche — dem „Sonntag auf weiter Flur" regelmäßig und ohne Ausnahme vorausgehen müsse.

Die Berliner freilich sind anderer Meinung; sie haben an die Spree eine überzierliche Kirche hingebaut und sie witzig „des lieben Gottes Sommervergnügen" genannt. Das mögen nun die Berliner und Ihresgleichen in deutschen Landen meinen, wie sie wollen; wir Ultramontane, ohnehin beschränkt und verdummt, wissen, daß „der liebe Gott" nicht in die „Sommerfrische" geht, noch „Lustschlösser" besucht, noch „Badesaisons" mitmacht, noch „Winterquartier" bezieht. Daher bauen wir die Kirchen zunächst nicht zu „des lieben Gottes Sommervergnügen", sondern zu unserm eigenen Seelenvergnügen. Unser Hergott hat nicht nöthig, in die Kirche zu gehen, mit anderen Worten zu uns zu kommen und bei uns um gutes Wetter anzuhalten, wohl aber haben wir es nöthig, unsern Herrgott aufzusuchen und bei Ihm unsere Bittschriften einzureichen. Finden aber läßt Er sich — uns zu Liebe nun doch zunächst und vorzugsweise in der Kirche. Denn das Privileg, das er weiland dem König Salomon für den Tempel bewilligt, hat Er auf alle ultramontanen Kirchen in großer Liberalität ausgedehnt, und zwar deßhalb, weil sie ihre Kirchen in der-

selben Meinung gebaut, wie Salomon den Tempel, nämlich nicht als zierliche Landhäuschen, um dem „lieben Gott ein Sommervergnügen" zu machen und Ihn auf solche honette Weise einige Monate sich aus den Augen und Füßen zu schaffen, damit Er nicht Alles sehe und höre, was man „Liebs und Guts" am Liebsten hinter seinem Rücken spielt; — sondern als Bethäuser, wo man zu jeder Stunde des Tages bei Ihm Zutritt und Audienz haben und die Gewähr seines Bittgesuchs finden könne. Jenes Privileg aber heißt in der beglaubigten Urkunde: „Ich habe diesen Ort mir erwählt als Opferhaus. Wenn ich den Himmel verschließe, daß kein Regen strömet, wenn ich den Heuschrecken gebiete, daß sie das Land abfressen, wenn ich Pestilenz unter mein Volk sende, mein Volk aber, worüber mein Name angerufen, sich bekehrt von seinen überbösen Wegen: so will ich erhören vom Himmel, und gnädig sein ihren Sünden und ihr Land heilen; auch sollen meine Augen offen sein und meine Ohren aufmerksam auf das Gebet Desjenigen, der da betet an diesem Orte. Denn ich habe diesen Ort erwählt und geheiligt, daß mein Name da sei ewiglich, und meine Augen und mein Herz sollen da sein allezeit." Daher bleiben wir Ultramontane in unserm bekannten Starrsinn vorläufig dabei, den „Tag des Herrn" zunächst in der Kirche zu feiern.

Nun gibt's aber heutzutage eine Menge Leute, denen ist nicht blos der Tag des Herrn, sondern der Herr selbst — unzeitgemäß geworden. Höchstens lassen sie ihn die Rolle eines freundlichen, morgenländischen Emir's, eines guten, alten Großvaters spielen, der außerhalb des Weltalls in einer Ecke auf dem Sopha sitzt, Thee schlürft, Tabak raucht, der Ruhe pflegt, einen Schäferstock von grünem Schilfrohr in der Hand hält, damit er ja Niemanden wehe thun kann. Daher ist es seit Jahr und Tag zu einer neuen Mode in der Sonntagsfeier gekommen, und alleweil ist man daran, die Zahl der Feiertage juden- oder heidenmäßig zu beschneiden, und zwar „aus Rücksichten der Sparsamkeit", oder auch, wie ein gewisser Cultusminister in einem allergnädigsten Erlaß an katholische Bischöfe „herabschloß" oder „herabbog", aus Gründen der Sittlichkeit. Nun vermag aber auch die schönste neue Mode nicht durchzuschlagen, wenn sie den Leuten nicht plausibel erscheint. Deßhalb geht man jetzt damit um, diese neue Mode auch dem katholischen Volke acceptabel und plausibel zu machen. Nichts aber vermöchte so leicht das katholische Volk, das in Sachen der Religion allein noch in guten Vermögensverhältnissen lebt, moralisch bankerott zu machen und in Gant zu bringen, als selbige neue

Mode, wenn man sie gewähren ließe. Daher will ich es über mich nehmen, besagte Mode ein Bischen zu erläutern.

Um sie ist es also bestellt: Die Leute, die mit dem Christenthum und aller Religion bereits abgehaust, und „deren Gott, um nach St. Pauli Art zu reden, der Bauch ist", halten dafür, es gebe in Sachen der Bildung keinen Stillstand, sondern Alles, vorab der Mensch habe die Pflicht, sich fortzuentwickeln von Standpunkt zu Standpunkt bis zum höchsten und allgemeinsten Standpunkt, nämlich zum Nichts. Der nächst höhere und allgemeinere Standpunkt nach der Menschheit däucht ihnen aber — die Thierheit. Denn das vorläufige Ziel der Bildung sei — „völlige Ausgleichung aller gesellschaftlichen Gegensätze, das Aufhören aller Standes-Unterschiede." „Es herrscht aber, um wieder einmal mit dem trefflichen Hochschulmeister Riehl zu reden, wirklich jetzt schon bei den Hunden, Pferden, Eseln, Ochsen vollständige sociale Gleichheit" (wiewohl auch in dieser Societät bis jetzt noch Standesunterschiede obwalten und der Esel sicherlich ein anderes Standesbewußtsein im Busen trägt, als sein gehörnter Nachbar Ochs, wenngleich beide bereits soweit ihr Standesverhältniß ausgeebnet, daß sie an einer und derselben Table d'haute eine und dieselbe Gasterei halten, ein und dasselbe Heu fressen). „Die völlige Ausgleichung der gesellschaftlichen Gegensätze läßt sich also nur herstellen durch ein goldenes Zeitalter allgemeiner Dummheit" (sagen wir lieber: allgemeiner Thierheit), nicht aber der völlig gleichmäßigen Bildung und des völlig gleichmäßigen Besitzes. Dieses Gelüsten nach allgemeiner Gleichmacherei der Gesellschaft greift zurück auf Adam und Eva. Wenn einmal das Feigenblatt wieder das allgemeine menschliche Costüm geworden ist, dann erst haben alle Standesunterschiede aufgehört," meint spottend Riehl; nein, wenn die Menschen einmal — Thiere geworden sind und aufhören, sich der Affen, ihrer Urahnen, Großväter und Brüder zu schämen, meinen im Ernste die Leute, die mit der neuen Mode in der Sonntagsfeier in's Wochenbett gekommen sind.

Kein Wunder also, daß sie so große Sorge haben, den Leuten aus dem beschränkten Zustand der Menschheit in den allgemeineren der Thierheit — vorwärts hinauf (oder hinab) zu helfen. Das geht nun freilich am Glücklichsten von Statten, wenn man den Tag des Herrn in einen Tag der Sünde und weiterhin in einen Tag des Teufels umformt, d. h. am Sonntag nicht mehr unsern Herrgott, sondern das Fleisch und seine sorgliche Amme, die lockere Welt, in der Seele kräftig hochleben läßt. Es besteht also die neue Mode in der Sonntagsfeier darin, daß die längst proklamirte Re-

ligion der Materialisten und ihre drei Glaubensartikel, Essen, Trinken und Unzucht, mit gehöriger Andacht bekannt, und dem „religiösen Drang" der Fleischeslust in Gassen und Winkeln hinreichende Befriedigung verschafft werde. Nun muß man aber ja nicht meinen, diese neue Mode koste nichts; im Gegentheil, sie kostet viel, wie es beispielweise aus dem Bittgesuche erhellt, das weiland der „verlorne Sohn", der seinen Lebenswandel ganz pünktlich nach dieser neuen Mode eingerichtet hatte, um die erledigte Stelle eines Schweinehirten einreichte und mit unfreiwilligem Fasten motivirte, das er sich durch sothane neue Mode unliebsam zugezogen habe. Daher haben Jene, denen es darum zu thun ist, den Leuten die neue Mode in's Haus und in die Gemeinde zu schaffen, keine andere Wahl, als einen Ausweg auszudüfteln, wodurch einem allenfallsigen Deficit vorgebeugt werden könne. Ein solcher Ausweg aber, meinen sie, ergebe sich aus einer besseren Eintheilung der Tage. Bisher hat man die Tage bekanntlich eingetheilt in Werktage und Feiertage, die Tage des Herrn miteingerechnet; die Feiertage sind aber nach dem Kalender der neuen Mode vollständig überflüssig. Und wahrlich! wer mit Gott und Christus fertig geworden, für den gibt's keinen Feiertag, für den hat ein Tag so viel religiöse Bedeutung als der andere; „was die sinnliche Begierde nicht genießen kann, hat für ihn kein Dasein und keine Wirklichkeit"; Beda Weber sagt das. Darum sind sie alleweil auf den absonderlichen Vorschlag gerathen, die Tage ebenfalls in zwei Sorten abzutheilen, aber nicht in Fest- und Werktage, sondern in Tage des „Mitmachens" und Tage des Hungerleidens, mit andern Worten, alle Feiertage abzuschaffen, den Sonntag aber als „blauen Montag" beizubehalten und die übrigen sechs Tage zu arbeiten und zu hungern, um den „blauen Montag" würdig feiern zu können. Auf diese Weise ist die Sache insoweit ausgeglichen, daß immer auf einen Tag „Dulci jubilo", sechs Tage „O je, o je, o jerum, O quae mutatio rerum", zu deutsch: körperlichen und moralischen Katzenjammers erfolgen.

Mit der neuen Mode aber, die ich meine, mag es inwendig bestellt sein, wie mit jenem schwerkranken Dickbauch, der, laut Komödie des Hans Sachs, zu Nürnberg weiland „Schuh- macher und Poet dazu", voller Narren steckte, die, wofern sie nicht rechtzeitig wären herausgeschnitten worden, ihn sicher zu Tode gemartert hätten; selbige neue Mode muß ganz voller Narren, nein, voller Teufel stecken und nebenbei muß noch ein Nest voller Dracheneier stehen, an denen alleweil die moderne Civilisation ausbrütet. Daher möchte es ein ganzes nettes Kapitel abgeben, der neuen Mode die jungen

Drachen aus dem Leibe zu nehmen und sie hier abzukonterfeien, mit deutschen Worten, die Folgen zu schildern, die man von der neuen Mode im Sonn- und Feiertaghalten sich versprechen dürfe. Aber die Geschichte von dieser neuen Mode wird mir jetzt bald zu langweilig. Daher will ich den Beda Weber ein paar Worte über vermuthliche Folgen selbiger Mode reden lassen. Und ihm däucht so in einem Artikel über „die Sonntagsfeier des deutschen Volkes“: „Die Menschen werden in unsern Tagen nicht von Justiz, sondern von dem Ueberschwang unserer unvergleichlichen Civilisation gerädert. Wie sich die Bibel nach der Auffassung ungläubiger Theologen den Vorurtheilen und Thorheiten der Menschen accommodirt hat, so müssen sich in unseren Tagen die Weltleute der Materie accommodiren und darin mit Leib und Seele verloren gehen. Auf diesem Wege allein kann es gelingen, mit Fleiß und Ausdauer aus der europäischen Gesellschaft eine große Spinnmaschine zu bilden, wo der Sonntag überflüssig ist und die Verzweiflung allein das Recht behält, ihre unseligen Opfer unter dem Schwung der Speichen zu zerquetschen — eine der vielen Quellen des Selbstmordes, des Wahnsinnes und des frühzeitigen Abwelkens aller Lebenskräfte.“

An dieser Mode ist nun Alles traurig, außer die Keckheit, sie als neu auszugeben, diese ist lächerlich; denn selbige Mode ist sehr alt. Ist schon am 10. November Anno 1793 drüben im Rothhosenland ein großes Stück von besagter Mode gewesen: in Paris da das Fest der Vernunft. Die Feste der Religion hatte man abgethan und die Sonntage auch; alle zehn Tage ist erst „blauer Montag“ gewesen; heilige Namenspatrone hat man vergeblich im Kalender gesucht, aber Patrone der „Ohnehosen“ in Menge; zum Exempel am fünften Vendémiaire (Oktober) war Gaul, am 15. Esel, am 25. Ochs; im Uebrigen hat es schrecklich gotteslästerlich ausgeschaut in dem neuen Kalender: auf den heiligen Christtag war der Hund gesetzt, auf Mariä Verkündigung die Henne, auf Allerheiligentag der Bocksbart; (nebenbei bemerkt, glaube ich, daß der Teufel Kalendermacher war). Selbige Vernunft aber meinte nun doch, daß es eigentlich kein Fest gebe ohne Gott, dem der Feiertag zu Ehren gelte. Daher hatte man sich in Paris auf das Fest der Vernunft auch um eine Göttin der Vernunft umgeschaut und solche gefunden in einem losen Weibsbild. Nun ist es an die Festfeier gegangen. Selbige Dirne wurde halbnackt auf einen Triumphwagen gesetzt, ein Crucifix ihr zu Füßen gelegt, daß sie d'rauf herumtrat, dann selbe in Procession in die Kirche Notre Dame oder „zu unsrer lieben Frau“ geführt, — die Gesetzgeber,

Weltweisen und Landtagsabgeordnete sind nebenher gegangen; in der Kirche wurde sie auf den Altar gestellt, mit Weihrauch incensirt und mit Vaterlandsliedern angesungen. Nun meine ich da, mehr werde die neue Mode, in Sachen der Sonn- und Feiertage, deren Einführung jetzt so manchen Weltweisen, Gesetzgebern und Landtagsabgeordneten auf dem Herzen liegt, auch nicht bieten können, als der französische Kalender aus Anno 1793 und das Fest der Vernunft schon vor 80 Jahren bot. Es ist also, wie ich gesagt; mit der neuen Mode da, von der ich es habe, ist es nichts Neues.

Ja, sie datirt sich viel weiter noch hinter die französische Revolution, sie datirt sich hintenaus bis zu Lebzeiten des Königs David. Denn dort gab es eine Fortschrittspartei, die viel weiter war, als die von heute, die auch das vor der heutigen voraus hatte, daß sie ohne alle Heuchelei, offen und ehrlich ihre Grundsätze bekannte, wie sie König Salomon im Buch der Weisheit verzeichnet: „Kurz und verdrießlich ist die Zeit unseres Lebens und keine Erquickung ist am Ende des Menschen; auch kennt man keinen, der von drüben zurückgekommen; aus Nichts wurden wir geboren, und bald darauf sind wir, als wären wir nicht gewesen, weil der Hauch in unserer Nase ein Rauch ist, und die Rede ein Fünklein zur Bewegung unseres Herzens. Ist es erloschen, so wird unser Leib Asche und der Geist verfliegt wie Aether; unser Leben verschwindet, wie die Spur einer Wolke, und löst sich auf wie ein Nebel, der von den Strahlen der Sonne verscheucht und von ihrer Hitze niedergedrückt worden. Auch wird man mit der Zeit unseres Namens vergessen, und Niemand unsrer Werke mehr gedenken. Darum kommt, lasset uns des Guten genießen, das noch ist, und eilends der Dinge uns bedienen, so lange wir jung sind; lasset uns köstlichen Wein und Salben in Fülle gebrauchen; und nicht soll die Blüthe der Zeit uns entschlüpfen; lasset uns mit Rosen bekränzen, ehe sie verwelken; keine Wiese soll sein, die unserer Wollust entkommt. Keiner von uns geh' leer aus bei unserem Prassen; überall wollen wir Zeichen der Freude hinterlassen; denn das ist unser Theil, das unser Loos. Unsere Stärke gelte für das Gesetz der Gerechtigkeit; denn was schwach ist, wird für unnütz geachtet." Das ist aber eine ganz scharmante Lebensweisheit, die bei ihren Grundsätzen nichts so entbehrlich findet als — die Feiertage, an denen man ein Stück Leben mit Beten vertändeln soll. Kein Wunder also, daß jene Fortschrittspartei sich in die Resolution geeinigt: „Laßt uns abschaffen alle Festtage Gottes im Lande!" (Ps. 73, 8.) Und was sie da beschlossen, haben sie gleich praktisch durchgeführt: sie haben die Kirche im „Ort"

geschändet, mit der Axt die Thüren eingeschlagen, die Fenster eingeworfen und das Haus des Herrn in Brand gesteckt. Solch ein Fortschritt war aber den Rechtschaffenen, von denen es zu allen Zeiten einen oder den anderen gibt, doch zu bunt. Daher haben sie es in heiligem Zorne unserm Herrgott geklagt: „Heb auf Deine Hände gegen ihren Hochmuth für immer! wie viel Böses hat der Feind in Deinem Heiligthum gethan! Sie sprechen groß, die Dich hassen, in der Mitte Deiner Festlichkeit. Ihre Zeichen setzten sie zu Zeichen, auf die Höhen, wie an die Thore (wahrscheinlich Freiheitsbäume!); wie im Walde das Holz so zerhauen sie mit Beilen die Thüren des Tempels allesammt, reißen sie ein mit der Axt, verbrennen mit Feuer Dein Heiligthum, entweihen im Lande die Wohnung Deines Namens."

Weiter aber werden es die heutigen Fortschrittsmänner mit ihrer neuen Mode in Sachen der Sonn- und Feiertage hoffentlich doch nicht treiben wollen, als besagte Fortschrittspartei aus David's Zeiten in gleicher Sache es getrieben. Es könnte ihnen leicht passiren, daß die Rechtschaffenen es bei ihrem Zorne nicht beließen und die ganze Sippschaft kurzweg todtschlüge. Es ist also, wie gesagt, an vorbesagter Mode gar nichts neu; im Gegentheil, sie ist ein längst überwundener Standpunkt.

Nur in einem Stück ist man jetzt weitergekommen, in der Prahlerei mit dem Unglauben. König David erzählt, welch' unerhörtes Ereigniß zu seiner Zeit stattgefunden; es wollte nämlich Einer entdeckt haben: „Es gibt keinen Gott!" — Das ist nun allerdings ein merkwürdiger Fund gewesen, wie man ihn nicht leicht hätte für möglich halten sollen. Daher war es gewiß angezeigt, den Namen dieses großen Erfinders in das Buch der Geschichte einzutragen, um ihn der Vergessenheit zu entreißen. Dem König David aber müssen wir es Dank wissen, daß er uns den Namen des großen Entdeckers aufbewahrt: er war ein Mann von Stande, wahrscheinlich Professor der Philosophie und nannte sich — Thor: Dixit insipiens in corde suo: non est Deus; „Es sprach der Thor in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott!" Ich empfehle also diesen großen Erfinder der Vorzeit und seinen ehrenwerthen Namen besonderer Aufmerksamkeit. Was mir aber an diesem Erfinder so wohl thut, das ist seine Bescheidenheit; er hat seine Entdeckung nicht in alle Zeitungen rücken lassen und in Annonçenblättern empfohlen und herausgestrichen, sondern vorerst ruhig im Schrein seiner Brust bei sich behalten: „Es sprach der Thor in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott!" — Und ein Gleiches wird von Jenen berichtet, denen „die Festtage Gottes im Lande" ein

Stück finsteres Mittelalter und katholischer Volksverdummung waren: „Sie und ihr ganzes Geschlecht sprechen in ihrem Herzen: Laßt uns abschaffen alle Festtage Gottes im Lande!" Deßhalb macht das Treiben jener alten Fortschrittspartei trotz alledem noch einen annehmbaren Eindruck. Derweil aber ist an den modernen Anhängern des Fortschritts nichts seltener geworden, als die Bescheidenheit. Wenn sie vermeinen, in ihrem Genre etwas Neues entdeckt zu haben, so pfeifen und dudeln und kreischen sie es in allen Zeitungen in's ganze Land hinaus, und sähen es gerne, daß die Leute kämen und Weihrauch vor ihnen anzündeten und sonstiges Räucherwerk verbrennten. Daher flößt mir das Getriebe der modernen Fortschrittspartei einen unaussprechlichen Ekel ein und muß ich mich fast jedesmal erbrechen, wenn ich von ihren Erfindungen höre.

Darum ist es denn auch meiner Natur zuwider, noch länger bei selbiger neuen Mode im Sonn- und Feiertaghalten zu verweilen, wenn auch nur, um sie auszupfeifen: sie mag verenden! Erzählt da der Uhland, mit dem ich dieses Stück angehoben, von einer verschollenen Kirche also:

„Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wo es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen in den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden."

Den modernen Bekennern des Unglaubens, den Feinden der „Feiertage Gottes im Lande" däucht aber nichts andächtiger, rührender und zeitgemäßer, als solch' ein dumpfes Geläute aus einer verlorenen Kirche, zu der Niemand mehr den Pfad zu finden wüßte, weil langenwegs mit Gras bewachsen; das könnte man sich etwa gefallen lassen, namentlich von der katholischen Kirche. Daher könnte man ihnen keinen größeren Gefallen thun, als ein Zauberstück ausfindig zu machen, das die katholische Kirche nöthigte, sich im fernen Wald der Geschichte zu verlieren, in eine Sage überzugehen und nur ein dumpfes Läuten von sich hören zu lassen, aber so, daß Niemand merke, von wannen es läutet, und Niemand in Versuchung falle, die verschollene aufzusuchen. Wenn die katholische Kirche sterben würde, ich wollte wetten, sie erwiesen ihr doch die letzte Ehre und begleiteten sie zu Grabe. Leider aber ist sie noch ganz gesund und wohl, und vergiften kann man sie auch nicht, sonst wäre es längst geschehen. Also wenig Aussicht,

wenig Trost! Es müßte denn etwa die neue Mode im Sonn- und Feiertaghalten jenes Zaubermittel sein, um ihr aus der Welt in's Reich der Sage zu verhelfen! Wer kann es wissen? wartet es ab! laßt Euch aber die Zeit nicht zu lange werden!

Ein gefühlvolles Finale oder Hintennach zu den drei letzten Tonarten.

Erzählt es da der Kardinal Wiseman, wie gerade in dem Lande, wo der heilige Vater zu Hause ist, böse Leute geschäftsmäßig in Räuberei machten und Niemand getraute, diesen Leuten im Walde den Text zu lesen, bis auf Einen, der herzhaft hinausging, ihnen kurzweg in's Gesicht hineinsagte, der Teufel sei der Meister der Raubmörder und sie seine Gesellen; es sei aber eine schreckliche Schande, dem Teufel in seinem Handwerk zu helfen, der ohnehin auch schlecht bezahle; sie sollen deßhalb ihre Profession niederlegen, mit ihm gehen und Gesellen Christi werden; er bringe ihnen überdies Pardon vom heiligen Vater mit, worin derselbe vergessen wolle, was sie Nichtsnutziges verübt, wenn sie nur ihr böses Geschäft an den Nagel hängten; und die Räuber sind in sich geschlagen, die Wölfe sind nach Lämmer Art ihm nachgelaufen und haben mit einem Male alle Wildheit abgethan. Das ist aber nichts Kleines gewesen, in den Wald hinauszugehen und wilde Thiere, die in Menschengestalt umhergelaufen, zu bannen, daß sie die Natur des Lammes angenommen und zahm geworden sind. Daher hat man geradezu gemeint, der Mann da, dem die wilden Tiger nachgehends aus der Hand fraßen, müsse eine geheimnißvolle Kraft besessen haben, wodurch er es den Räubern anthat, daß sie dem braven Schächer am Kreuze nachmachten. Solch' geheimnißvolle Macht aber, die bösen Geister zu bannen, besitzt Niemand als die katholische Kirche und Jene, die es mit ihr halten. Denn was da im Namen der Kirche mit den Räubern im Kleinen stattgehabt, hat sich in der Geschichte gar oft im Großen wiederholt. Dort kann man es nachlesen, daß die wilden Horden, die da wie Tiger und Wölfe in das Gehöfte der „Civilisation" einbrachen und die Pflanzung zusammentraten, nur stille standen auf das „Wort" der katholischen Kirche. Hat da zum Exempel um das Anno 450 herum Attila, die Gottesgeißel, vorgehabt, Italien, das Land der „Löffelgießer", auf dem Stiel wegzubrennen, und war in seinem Vorhaben gar schon gegen Rom gekommen. Nun hatte aber Niemand Spaß an diesem großen Brandstifter im Lande und hätten ihn alle gern

zum Land hinausgebetet. Daher sind die Römer zum heiligen Vater gegangen — Leo hat er geheißen, der Große — und haben ihn darum ersucht, daß er diesen Gast ausbannen möge. Und er ist ihm entgegengegangen und hat ihm gesagt: „Laß jetzt Deine Mordbrennerei unterwegen und geh heim!“ Da ist der Attila gebannt gewesen, ist stille gestanden und dann heimgegangen. Der aber hatte vorher auf Niemand gehört und ein Herz im Leibe gehabt wie ein Kieselstein so hart. Daher hat man gern von ihm wissen mögen, wie es komme, daß er da vor dem Vater der Christenheit solchen Respekt verspürt; und er: „dieser hat mir's angethan, ich muß, wie er sagt!“ — Ja, als Leo IX. heiliger Vater war, ist gar Robert, der Teufel, schnurstracks auf ihn losgegangen und wollte ihm das Land hinwegnehmen Der heil. Vater hat seine Soldaten gegen ihn geschickt, sie sind aber zu wenig gewesen und deßhalb geschlagen worden. Da ist aber der heilige Vater ganz allein dem Robert, dem Teufel, in's Haus gegangen und hat ihn über sein Thun zu Rede gestellt. Den aber hat auf einmal eine gewaltige Ehrfurcht angewandelt und hat er dem heil. Vater nicht aufrichtig in's Auge sehen können. Deßhalb hat er vor ihm Fußfall gethan, hat ihn um Verzeihung gebeten und versprochen, von jetzt an dem heil. Vater Freude zu machen. Und er hat rechtschaffen Wort gehalten. Ich möchte es daher schon Jedem anrathen, in dessen Haus es nicht mit rechten Dingen zugeht, und man vor Räubern, bösen Geistern und anderem teufelhaften Gesindel nicht sicher ist, die katholische Kirche sich in's Haus zu nehmen und mit ihr den Haushalt zu betreiben. Da spuckt es aber alleweil bei Niemanden mehr als im Staat und stehen da das Räuberwesen, Geisterwesen und andere „Wesen“ und Unwesen im schönsten Flor. Es hätte also der Staat, namentlich der des neuesten Datum's, schon noth, sich mit der katholischen Kirche zu vertragen, sie in seinem Hause schalten und walten und die bösen Klopfgeister bannen zu lassen. Da ist aber der moderne Staat, dieser seltsame Kauz, sammt allen, die ihn großgezogen, des Glaubens, alle Macht, welche die Kirche habe, sei von ihm ausgegangen und von der katholischen Kirche bei dem bekannten Raub der „Kronrechte“ annexirt worden.

Daher ging er schon jahrelang damit um, den an ihm begangenen Raub der Kirche wieder abzujagen, um dann in eigener Kraft die bösen Geister, die in seinem Hause ihr Unwesen treiben, zu beschwören. Nun kommt es aber bei der Geisterbeschwörung auf ganz gewisse Worte und Bräuche an; wer sie nicht kennt, dem sind die Geister nicht nach Willen. Deßhalb machte er es, wie der

bekannte „Zauberlehrling" gethan, er merkte sich Wort und Brauch und rief dann die Geister herbei:

Ihre Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße."

Man malt aber, nach altem Spruche, den Teufel so lange an die Wand, bis er leibhaftig kommt. Kein Wunder also, daß er auf die beharrliche Citirung des Staates in Legion in's Landel fuhr und jetzt darin umgeht, wie ein Gentelman geehrt, und die Leute neue Manieren lehrt, als da sind Meineid, Diebstahl, Unzucht, Ehebruch, Mordthat, Luxus, Trunksucht und dergleichen mehr. Da war nun freilich nichts so bedenklich, als solch' wüthendes Heer in's Land zu citiren; denn das ist eine wilde verwegene Jagd, die diese Gäste betreiben. Kein Wunder also, daß es jetzt jenen, die im Staate das größte Maul und keine Ruhe gehabt, bis die Teufel dagewesen, alleweil unheimlich zu Muthe ist und sie gern der Gäste los und ledig wären:

„O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch einmal still!"

Nun ist es doch aber leicht, den Geistern zu wehren, wenn man Wort und Bräuche kennt. Machet es doch also, wie die kath. Kirche ehedem gethan, wie es Leo, der Große, dem Attila angethan! rufet ihnen doch das rechte Wort zu, und sie werden schon zurücke gehen! — Das wäre nun freilich leicht, wenn es ihnen nicht ergangen wäre, wie dem „Zauberlehrling": sie haben das rechte „Wort" vergessen! Was nützt das Vertuschen? alles Reden und Schreiben nud Gesetzemachen lauft auf des „Zauberlehrlings" Angstruf und Geständniß hinaus:

„Stehe, stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen!

Ach, ich merk' es! wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!
Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!"

„Kein Wunder also, daß sie mit dem Staate in eine verteufelte Lage hineingerathen und sich nimmer zu helfen wissen:

„Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!"

Nun ist aber kein Versuch, die Geister, die man rief, los zu werden, so unglücklich als die neue Mode in der Gesetzgebung. Der „Zauberlehrling" hat bekanntlich das vermaledeite Ding entzwei geschlagen und hat gemeint, nun sei's gethan:

„Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!"

Da waren aber die letzten Dinge ärger, als die ersten; denn der Kobold war nicht gebannt durch den bösen Streich; sondern erst recht entfesselt; Beelsebub läßt sich nicht durch den Teufel austreiben. Daher denn sein verzweifelter Angstschrei:

„Wehe, wehe!
Beide Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!"

Die neue Mode in der Gesetzgebung spaltet aber den Teufelsspuck gar in drei: in die neue Mode im Heirathen, in die im Schulmeistern, in die im Sonn- und Feiertaghalten. Der Versuch also, mit Hilfe der modernen Gesetzgebung die Geister zu bannen, ist völlig verfehlt. Daher wird nichts anders übrig bleiben, als mit dem „Zauberlehrling" Bürgerhilf an die „hohen Mächte" zu rufen, daß sie kommen und helfen. Diese „hohen Mächte" aber, die da noch retten können, sind Niemand anders als die katholische Kirche und Christus, der Herr und Meister: denn sie allein wissen das rechte Wort und den rechten Brauch, die bösen

Geister im Staate zu beschwören; Pius IX. hat beide in der „Encyclica“, an welcher der „Syllabus“ hängt, offen genannt, nämlich das rechte Wort: Gottesfurcht, d. i. Gewissen im Volke, und der rechte Brauch: Uebung der christlichen Religion. Versuchet also, was ihr wollt, ihr dürft nicht Ruhe hoffen vor den Geistern, bis ihr zu Christus und der Kirche fliehet und flehet: „Helfet mir, ihr hohen Mächte!“ und es reumüthig vor Christus, dessen Gottheit man in Eurem Hause so frech verläugnen durfte, eingestehet:

„. . . . Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister
Werd' ich nun nicht los!“

Ein „Merk's hinter die Ohren!“ — zum Abschied.

„Wir wollen uns vielmehr zum Schlusse bemühen,
Aus der Geschichte einige Lehren zu ziehen;
Denn ein solch Büchlein ohne Moral
Schließt sich zu trocken und schmecket zu schal“ —

haben die Prüfungscommissäre gemeint, die den Candidat Jobs im Examen gehabt. Was aber trocken ist und schal, darnach hab ich selbst keinen Appetit. Daher will ich es mit meinem Büchlein auch mit den hochweisen Professoren und Prüfungscommissären besagten Herrn Candidaten Jobses halten und zum Schluß aus der Geschichte eine Lehre ziehen.

Es ist zwar geisterhaft, aber wahr, was da dem alten Spielmann von Busenberg mit seiner Geige passirt ist. Er ist einmal, — so hat er's selbst meinem Vater erzählt, etwas bedufelt von der Kirmeß zwischen elf und zwölf des Nachts nach Hause gegangen; und wie er an den „krummen Kehr“ gekommen, ist da ein palastmäßiges Wirthshaus gestanden und darin sind viele lustige Brüder und Schwestern beisammen gewesen und haben dem Spielmann zugetrunken und zugejubelt, daß er endlich einmal komme und ihnen einige Walzer und Hopser aufspiele und es lustig mache. Das war aber gerade seine Sache, mit dem Geigenstock auf und ab zu streichen und noch auf dem Heimweg ein hübsches Trinkgeld einzustreichen, zumal er da bei der Kirmeß in Lauterschwan diesmal so schlechte Geschäfte gemacht. Daher hat er denn gestrichen und gegigen und mit dem Fuß den Takt gestampft, und allerweil den Tänzern ein „Leibstückel“ um's andere aufgespielt, bis er müde gewesen und ihm die Augen vor Schlaf zugefallen. Nach Hause ist es ihm aber zu weit gewesen, weil nicht blos die Kirmeß, sondern auch

das Alterthum ihm in den Knochen steckte. Deßhalb hat er die lustige Gesellschaft um ein Nachtquartier angegangen und dabei zu verstehen gegeben, daß er auch seine Bezahlung gerne hätte, ehe die Gäste sich verlaufen. Von den Zechern hat es aber Jeder eingestanden, daß der Spielmann ihnen viel Spaß und Pläsir gemacht und darum auch ein „honoriges Trinkgeld" verdient habe. Deßhalb sind sie eins geworden, an dem alten Geiger diesmal „den Noblen" zu spielen, haben ihm einen Haufen gelbe Dukaten zusammengeschossen, und sie dem Spielmann in die rechte Rocktasche gesteckt; hernach haben sie in silbernen Bechern ihm zugekredenzt, ein Hoch ausgebracht und die Becher ihm in die linke Rocktasche gesteckt; dann haben sie sein Geigefutteral geholt und es ganz voll Zuckerbrod gemacht, endlich ihn in ein großes Schlafgemach geführt und in ein damastseidenes Bett gelegt. Solch ein glücklicher Lebtag war aber dem alten Geiger noch nie vorgekommen. Kein Wunder also, daß er vor Pläsir fast närrisch geworden über das viele Geld, und das Zuckerbrod und die silbernen Becher und vorab das „Vivat hoch!" — und geträumt hat, was er nun anfangen soll mit dem Geld, ob er es soll auf Zinsen leihen und von den Renten leben; jedenfalls brauche er sich jetzt nicht mehr uzen und von seinem Nachbar „Bettelmann!" schelten zu lassen.

Mit der lustigen Gesellschaft am „krummen Kehr" war es aber nicht geheuer, und mit ihrem Thun und Treiben am alten Spielmann auch nicht. Und das hat jeder von Kindsbeinen an gewußt, daß dort der Hexenplatz sei, und hat lieber einen Umweg gemacht, als daß er in der Nacht dort vorbeigegangen wäre. Daher hat denn der Spielmann am Morgen große Augen gemacht, als er sah, was mit ihm vorgegangen war; der Palast war weg, das seidene Bett, worin er lag, war ein — gefallener, verreckter Gaul; in der rechten Rocktasche, wohinein man ihm die goldenen Dukaten gesteckt, hatte er einen Haufen Scherben, in der linken Rocktasche, wo die silbernen Pokale untergebracht waren, hatte er sogenannte „Kuhschuhe", Rindszehe, halbverfaulte Pferdshufen, zerbrochene Ochsenhörner; in seinem Geigenfutteral, wo er das Zuckerbrod hinthat, fand er alten Knoblauch, Distelköpfe und Saubohnen, kurzum der alte Spielmann hatte seine Nacht auf dem „Schinderwasen" zugebracht und hatte, ohne daß er's ahnte, den „Hexensabbath" mitgefeiert.

Nun ist aber nichts so schreckhaft, als auf solche Weise genarrt, hintergangen und betrogen zu werden, wie es da dem alten Spielmann von Busenberg passirt ist; er hat sich fast das Herz aus dem Leibe gegigen, so ernst hat er's genommen, und zu wessen

Ehre? — zu Ehren des leibhaftigen Gottseibeiuns, der auf dem Hexensabbath gefeiert und verherrlicht wird; und zu welchem Lohne? — Man hat den alten Geiger auf dem Schinderwasen untergebracht und mit Koth und Unrath ausbezahlt. Kein Wunder also, daß es ihm nachgehends immer gegraust und die Haare zu Berge gestanden sind, wenn er an die Geigerei am „krummen Kehr" gedacht.

Wozu führt denn aber das Getreibe mit den neuen Moden? — offen herausgesagt, zu nichts Anderm als zu einem großen Hexensabbath, wobei die Welt den Schinderwasen bilden muß, um ihn abzuhalten. Es sieht schon alleweil darnach aus, als ob der Hexensabbath tüchtig begonnen; die Sache ist gerade so, wie sie da Einer in den „Historisch-polit. Blättern" schildert: Wie es jetzt in der Welt hergeht? „Während man taub gegen die beste Widerlegung das Tendenzlied pimpelhaft fortträllert, durch den bekannten Gottesmann sei die dem Staube der Vergessenheit anheimgefallene Bibel unter der Bank hervorgelangt worden, hat man Alles gethan, den übermenschlichen Werth des Buches der Bücher in Vergessenheit zu bringen, dasselbe seines positiven Inhaltes zu entleeren und es in kleine, nicht einmal mehr für den Käseladen nütze Stücke zu zerreißen. Ganz Jungisrael und Jungdeutschland klatscht Beifall, alle Advokaten der Welt und der Sünde rennen herbei, um solch entzückendes Schauspiel in der Nähe zu sehen und für sich und ihre harrende Clientel Kapital daraus zu schlagen. Das Evangelium Jesu Christi zerrissen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, im trüben Schlamm antichristlicher Theorieen von Direktoren evangelischer Predigerseminare, von Professoren, Doktoren und Pastoren des lautern Evangelii untergetaucht — das heißt einmal ein Fortschritt, den unser Jahrhundert gemacht!

Aber die Früchte dieses Fortschritts, die Früchte? In Deutschland allein bemühen sich Tag für Tag einige tausend Blätter im regsten Verkehr mit Bücherfabrikanten und Wanderpredigern, dem armen Volke als gesunde Kost und baare Münze aufzudrängen, was sie in den weitläufigen Magazinen der Propaganda des **Neuheidenthums** umsonst erhalten oder gelegentlich stehlen.

Vor leeren Bänken schreien gutmeinende Prediger Zeter ob dem eingerissenen Unglauben und der schauerlich wachsenden Unsittlichkeit; von ehemals katholischen Kanzeln herab sucht mehr als ein „evangelischer" Pfarrer andächtigen Zuhörern einzuprägen, das „Wort" sei blos Menschenwort, Christus der Herr bloß ein großer Mann, das Sakrament ein äußerer Brauch ohne höhern Werth, Himmel und Hölle wesentlich blos in des Menschen Brust. Ganz folgerichtig aber strömen sie hinaus aus den weiland evangelischen

Kirchen in den neu aufgeputzten Tempel der Natur und Vernunft (Tivoli's, Cafee's, Pfingstweiden, Restaurations, Gartenwirthschaften, Bierkeller): Fürsten und Bettler, Minister und Schnapslumpen, steife Doktoren der Theologie und literarische Wegelagerer, Vertreter des Volkes und des Schreiberregiments, Rentner und zerlumpte Proletarier, Industrielle und Arbeiter-Weiber, ausgediente Kantianer und frühalte Jünglinge, Blumen des Salons und Gassendirnen. Hosanna! rufen ihnen entgegen die Triarier und Apologeten des modernen Heidenthums, Hosanna! der unzählbare und literarische Troß, welcher schon lange harrend gestanden, bis der zeitgemäße Tempel gefüllt sein würde. Jetzt füllt er sich. Die Predigt beginnt; — „Vivat der Koth, die Materie, hoch unsere bestialische Herkunft, nieder mit der Angst vor Tod und Gericht und Ewigkeit!" Und: écrasez l'infame! à bas les jesuites! à bas Jésus-Christ et sa Divinité!" ertönt es tausendstimmig im weiten Festsaale. Und beifällig horchen die noch vor der Thüre stehen gebliebenen Verehrer des unhistorischen Christus auf. Denn der Haß gegen die katholische Kirche ist das letzte und einzige Band, welches alle vom leibhaftigen Christus Abgefallenen verknüpft: vom teuflischen Gotteshasse besessene Atheisten und zweibeinige Borstenthiere der Materie, Schweinefleischjuden und Traktätchen-Krämer, Rongeaner und Neutäufer, Freimaurer, Auchkatholiken, Mormonen, kurz alle bis hinauf zum Allerweltsmaier und Allerweltsmüller, die fort und fort sich abquälen, zwischen unserm Herrgott und Belzebub, zwischen der positiven und zeitgemäßen Religion zu vermitteln.

Die Predigt ist zu Ende, die Soiree hebt an. Man ordnet sich zum Tanze. Als Ballcommissäre funktioniren, auf dem Kopfe einherwandelnd, sämmtliche Begriffe von Recht und Moral. Vortänzer sind Minister und Oberhofprediger, die Spitzen der Behörden, Stuhlmeister und Kammerkoryphäen, denn die allerhöchsten Herrschaften geruhen gnädigst sich vorerst mit Blindekuhspiel zu amüsiren, zum Tanze kommen sie immer noch früh genug. Als Kapellmeister einer ewig leeren und hungrigen Null im aschgrauen Frack tritt vor sein Notenpult der Zeitgeist. Wohlgefällig blickt er in das gräuliche Durcheinander seiner Partitur, wirft einen zufriedenen Blick auf die zahlreiche Künstlerbande, schwingt einen Uhrenpendel als Taktstock und los bricht sie die uralte Tarantella des von Gott abtrünnig gewordenen Fortschrittes. In immer rasenderem Wirbel drehen sich die Paare um das goldene Kalb des eigenen Ich. Geheimräthe und Professoren kratzen die erste Violine, sogenannte Klassiker und Volksschriftsteller handhaben einschmeichelnde Flöten und schrille Klarinetten, die Zeitungsschreiber schmettern unaufhör-

lich die Trompeten und Posaunen, der literarische Pöbel und Troß der gewöhnlichsten Sorte handtirt auf schmutzigen Trommeln und verstimmten Pauken. Und immer wilder, immer höllischer, ein chaotisches Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Töne, eine Mark und Bein durchdringende, die Glieder schüttelnde Weltkatzenmusik erfüllt die weiten Festhallen. Immer wirbelnder schwingt der Kapellmeister seinen Stock, immer heftiger wird seine Bewegung, immer diabolischer seine Grimassen. Immer höllischer wird der Tanz, immer babylonischer die Verwirrung der Tänzer, bis alle Ordnung ein Ende nimmt, Jeder für sich tanzt und Einer über den Andern stolpert und fällt. Bald wälzen, zerbläuen, zerfleischen sich in wirren Knäueln die vom Geiste der Verneinung besessenen Propheten und Anbeter der Vernunft, die Schleppträger der Bildung interpretiren vermittelst der Fäuste und Waffen jeglicher Art ihre süßen Redensarten. Bald vermag das grelle Licht von tausend Gaslüstres die aufwirbelnden Staubwolken kaum noch dämmerhaft zu durchdringen. Zerschlagene Kronen, an den Haaren herumgeschleifte Majestäten, mit Fußtritten regalirte Würdenträger des Staates, erwürgte Volksvertreter, ausgeplünderte Mastbürger und Geldsäcke, mißhandelte Wortführer, Handlanger und Federfuchser des Zeitgeistes. Er selber aber, der Zeitgeist, stiert mit gläsernen Augen seelenvergnügt in das gräßliche Gewühl, ein Glas Angstschweiß und Menschenblut um das andere schenkt er sich ein und leert es auf das Wohl seiner Nebeljungen (wie er that auf seinen Abstechern nach Königgrätz, Kissingen, Roßbrunn). Theilweise ist der Fußboden bereits eingesunken, die Unterlagen desselben, die Gerechtigkeit, ist geborsten, Hunderte hat mit dem Geschrei der Verzweiflung und unter dem höllischen Hohngelächter des Zeitgeistes — von unsern dummen und groben Vorfahren Satanas geheißen — der Abgrund verschlungen. Die Rasenden toben und tanzen fort am gähnenden Rande, Stück um Stück sinkt der Boden des in allen Fugen krachenden und berstenden Vernunfttempels, haufenweise kollern sie hinunter, die Verblendeten, und verkommen in die bodenlose Tiefe. Ihr Schicksal scheint die Wuth der Uebrigbleibenden nur zu vermehren. Jetzt legen Kriegsnoth, Hunger, Cholera und das Laster Feuer an den Bau. Feuer! Sauve qui peut! Viele drängen über die Leichname der eigenen Kinder, über die Leiber ihrer Nachbarn mit verzweifelter Hast nach den Ausgängen. Manchem gelingt es, mit dem Aufgebot der letzten Kraft, erschöpft, zerschlagen, mit Brandmalen bedeckt, in's Freie sich zu retten, die Meisten aber werden zurückgescheucht von den Flammen, die mit wachsender Gier ihnen entgegenzischen und züngeln. Dichte

Rauchwolken verdunkeln den Nachthimmel, der ungeheure Dachstuhl leuchtet als lebendig gewordene Flammenkrone weithin durch die Lande, die langen Fensterreihen heischen als gräßliche Glutaugen Hilfe, doch — Niemand kommt, um zu retten." (Jene, die allein noch helfen könnte, haben sie ausgestoßen, gebunden und gefesselt.) Also aufgenommen und gezeichnet nach der Natur schon im Januar 1865, Copie in den „Historisch-polit. Blättern", 60. Band, 2. Heft, S. 160—165.

Toller aber kann es, offen herausgesagt, auf dem Hexensabbath nimmer hergehen, als es da in diesem Bilde vom heutigen Gange der Welt plastisch und anschaulich, naturgetreu conterfeit ist; es ist der Hexensabbath auf dem Schinderwasen leibhaftig. Wir stehen also, wie gesagt, in der Feier dieses Sabbaths mitten inne.

Daher die aus dem Büchlein gezogene „Moral": Gebet Acht, vermeidet allen „krummen Kehr", bleibet auf dem geraden Weg, den euch Christus gezeigt und die Kirche führt, bleibet mit euerem Glauben, eurer Hoffnung und Liebe auf dem Erlöser selbst, der da ist der gerade Weg, haltet euch vom Hexensabbath fern, trauet den lustigen Zechern nicht, die sich zu seiner Feier angesammelt, die euch zuwinken und zujodeln, rufen und einladen, das Lied von der neuen Mode in allen Tonarten mitzusingen, den ganzen Sabbath „mitzumachen"; — gebet Acht! — sie sind gewissenlos genug und stecken euch noch schlimmere Dinge in die Rock- und Hosentasche, als jene Hexenbrüder und Hexenschwestern dem alten Spielmann von Busenberg — in remunerationem für sein Geigen gethan; sie stecken euch, wenn ihr mitmachet, zum Lohne für Schweiß und Mühe, unter dem Goldschein der „Menschenliebe" und allgemeinen Weltverbrüderung — die kalte, grausame Selbstsucht, die Alles glaubt, Alles hofft, Alles erträgt — zum allgemeinen Besten ihrer selbst; sie stecken euch unter dem Schimmer der Bildung die Scherben der religiösen Gleichgiltigkeit, des Abfalles von Christus, des Unglaubens, des niederträchtigen Materialismus; sie stecken euch unter der Adresse des Fortschritts — Verachtung des Kreuzes, Spott über die christliche Religion, Haß gegen eure katholische Kirche, unter dem silbernen Pokal der Freiheit aber — eine „gesunde Sinnlichkeit" und alle Laster miteingeschlossen in die Taschen, betten euch dann auf den Schinderwasen oder Kirchhof der modernen Cultur, das heißt auf die Schädelstätte, wo Gewissen, Ehre, Scham, Treue als Aufwiegler, als Gotteslästerer und Hochverräther, im Namen der Toleranz und auf Befehl dessen, dem die ganze Feier des Sabbaths gilt, unter dem Gejohle seiner Knechte und Henker — täglich gekreuzigt werden; — gebet Acht, ich mein's gut mich euch!

